Nothgedrungenes Wort

in einer schleswigschen Sache.

Eine

theologische Appellation an das deutsche Volk

von

M. Baumgarten,

Doctor und Professor der Theologie in Rostock.

Motto: Denn Recht muß doch Recht
bleiben und dem werden alle
frommen Herzen zufallen. Pf. 94, 15.

Braunschweig,

C. A. Schwetschke und Sohn.

(M. Bruhn.)

1856.

Nothgedrungenes Wort

in einer schleswigschen Sache.

Eine

theologische Appellation an das deutsche Volk

von

M. Baumgarten,
Doctor und Professor der Theologie in Rostock.

Motto: Denn Recht muß doch Recht
bleiben und dem werden alle
frommen Herzen zufallen. Ps. 94, 15.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1856.

Meinen

geliebten ehemaligen Amtsbrüdern
in Schleswig-Holstein

zum

Zeichen inniger und unvergänglicher Gemeinschaft.

Es ist eine sehr richtige Bemerkung des ehrwürdigen Clemens von Alexandrien, daß ein Schriftsteller mit seinem Wort jedesmal sich in das Unbestimmte und Unbegrenzte hinauswagt und eben darum für sein Thun eine schwere Verantwortung zu tragen hat. Dieses Bewußtsein war es, was mich, wie ich mich dessen sehr bestimmt entsinne, bei meinem ersten schriftstellerischen Versuche mächtig erfaßte und obwohl ich jetzt nicht mehr ein Neuling bin auf dieser gefährlichen Bahn, so ergreift mich dasselbe doch jedesmal wieder aufs Neue, niemals aber wüßte ich, daß es so stark über mich gekommen wäre, wie bei der gegenwärtigen Schrift. Der alte alexandrinische Meister giebt nun die Lehre, daß ein Schriftsteller sich durch jene Vorstellung müsse antreiben lassen, sich mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft von allem Unlauteren und Leidenschaftlichem zu reinigen, so daß er sich mit seinem Inhalt als vor Gott stellen könne, ehe er ihn in jenes Reich des blinden Zufalles hinausgebe, und ich darf sagen, daß ich mir diese Regel zu Nutze gemacht habe. Allein so wichtig und nothwendig diese heilige Weihe für jeden Schriftsteller sein mag, so finde ich doch, daß sie für sich allein noch unzureichend ist. Wenn Jemand mit seinem Gedankeninhalt sich so vor Gott stellt, daß er von

diesem höchsten Orte aus keinen lichten Rückweg findet zu den Labyrinthen des großen und unbestimmten Publicums in Gegenwart und Zukunft, wenn für ihn auch von dem erhabensten Standpuncte die unbegrenzte Welt der Lesenden in Ansehung dessen, was er in seiner Seele erwägt, keinerlei bestimmte Gestalt, keinerlei Handhabe gewinnen will, so ist für einen Solchen das Schweigen nützer als das Schreiben. Nicht als ob ein Solcher überall nichts Reines und Gutes denken könnte, im Gegentheil, es kann sich treffen, daß dieser etwas Vollkommeneres im Sinne hat, als alle Schriftsteller seiner Zeit zu sagen vermögen, wird das Beste doch überall nicht in Worte gefaßt, geschweige denn in Buchstaben. Wer aber schreiben will und nicht etwa einen Brief, sondern als Schriftsteller und eben deshalb mit seinem Gedankenausdruck in jenes Reich des blinden Ungefährs hinaustritt, dem muß, soll nicht etwa seine Selbstläuterung doch für die Mittheilung seines Gedankens eine vergebliche sein, jenes Unbestimmte und Unbegrenzte zuvor eine bestimmte und klar umgrenzte Seite zugewendet haben, mittelst deren er einen gewissen Zugang findet zu dem großen Allgemeinen, so daß er sichere und feste Schritte zu thun vermag auf seiner Bahn. Je mehr ich nun den Abstand zwischen dem, was mein Herz gegenwärtig bewegt und der Gedankensphäre des Publicums, in dessen Unbegrenztheit ich hiemit eintrete, erwäge und durch solche Erwägung nur um so stärker in mich hinein und zum Stillschweigen getrieben werde, desto glücklicher schätze ich mich, daß ich sehr bestimmt und klar einen Punct, ja eine Seite erkenne, von welcher aus jenes Chaos für mich Licht ge-

winnt, so daß ich durch solche Wahrnehmung wiederum zum Reden mich ermuthigt fühle. Diesen lichten Punct, diese hellumgrenzte Seite gewährt mir Euer Kreis, Ihr theuren Freunde und Mitgenossen großer Erlebnisse. Es geschieht daher in dem Drange einer inneren Nothwendigkeit, daß ich nicht bloß mit meinem Worte mich zunächst an Euch wende, sondern auch Euch dieses mein Wort bei seinem Gange durch die unsichere Welt ans Herz befehle.

Ihr verstehet, dessen bin ich gewiß, das, was ich zu sagen habe: wenn ich auch einiges Neue zu dem alten Gemeinsamen hinzufüge, wenn ich auch das Alte und Bekannte in schärferen und bestimmteren Umrissen hinstelle, Ihr werdet es bald merken, der Grundton ist und bleibt in Allem das theure Zeichen, an welchem wir uns in drei schweren und reichen Jahren allemal sicher erkannten. Als einen Kreis habe ich Euch bezeichnet, und warum sollte ich nicht? Ich meine, wir bildeten in der That eine fest geschlossene Einheit und Gemeinschaft und oft haben wir dieselbe dargestellt, wenn wir mit einander zusammentraten zu großen und ernsten Erwägungen oder wenn wir uns vereinigten zu Thaten heiligen Wagnisses. Die äußere Darstellung dieses unseres schönen Kreises ist nun freilich von der rauhen Hand der Gewalt zerrissen und zerstört: nur Einige von uns sind in Schleswig zurückgeblieben, und in Holstein, wenn auch der äußere Bestand der Geistlichkeit im Ganzen und Großen nicht angetastet ist, so sind doch auch hier bedeutende und schmerzliche Ausnahmen vorgekommen und wie sehr die freie Bewegung gehemmt wird, ist schon daraus zu ersehen, daß unser Kirchen- und Schul-Blatt

ein Spiel der über uns gekommenen Stürme geworden ist. Sehr Viele aber aus unserer Zahl und eben diejenigen, die wir in den heißesten Kämpfen am dichtesten neben einander geschaart standen, sind hinausgewiesen in die Ferne und Fremde und ich muß sie suchen in weiter Zerstreuung, nicht vereinigt, sondern Einen bei Einem in fast sämmtlichen Staaten Deutschlands vertheilt, in Preußen von der Gränze Frankreichs bis an die Gestade der Ostsee, ja bis nach Stockholm, bis nach Athen, bis nach Jerusalem, bis nach England und America muß ich meinen Blick senden, um die versprengten Glieder unserer enggeschlossenen Kette wieder zusammen zu finden. Und dennoch bildet Ihr mir, geliebte Brüder, auch in dieser großen Weltversprengung und Weltverbannung einen geschlossenen Kreis, den ich mit zuversichtlicher Hoffnung auf inniges Einverständniß anzureden wage.

Bei denen unter Euch, die Ihr mit mir in der Fremde weilet und arbeitet, bin ich dieses Einverständnisses am sichersten: wir haben dem Lauf der Entwickelung am ruhigsten und unbefangensten zusehen können und haben einen völlig ungetrübten Rückblick in die Vergangenheit unserer Gemeinschaft. Bei denen, die in Schleswig geblieben sind, hat sich freilich zwischen jener Vergangenheit und der jetzigen Gegenwart durch den Drang der Umstände eine Kluft befestigt und auch denen in Holstein hat sich vor die helle und stetige Erinnerung an jene Jahre freier Bewegung eine finstere Wolke gestellt. Aber ich lasse Euch nicht los, Geliebte, die ihr unter den Banden schwerer Bedrückung seufzet und denen es wohl zuweilen Mühe und Angst verursacht, den Zusammenhang mit jenen Zei-

ten im Herzen festzuhalten. Ich besitze ein Mittel, welches Macht hat, durch jene Kluft hindurch zu bringen, welchem es gegeben ist, jene finstere Wolke zu zerstreuen, dieses Mittel ist die Vorführung der Thatsachen unserer einstigen theuren und heiligen Gemeinschaft. Und wir Alle, nicht wahr? wir lassen gern, wenn auch in wehmüthiger Stimmung jene schönen und erhebenden Bilder vor unserem Gedächtnisse vorüberziehen zur Tröstung und Stärkung für die Gegenwart und Zukunft.

Also, theure Freunde allzumal, laßt uns die Erinnerung an unser Leiden und Thun in jenen Zeiten in uns wach rufen und erneuern. Euch Allen, Ihr schleswigschen Brüder, wird es noch lebendig vor den Augen Eures Geistes stehen, wie wir vermittelst zwingender Gewalt zu einer Entscheidung über Recht und Unrecht in unserer Landessache getrieben wurden. Nirgends aber war die über unser Haupt gekommene Drangsal so groß, wie bei uns in der Stadt Schleswig. Unsere kleine Armee war bei Bau geschlagen und wir sahen ihren traurigen Rückzug; zwei Tage darnach zog die dänische Armee in die Stadt Schleswig ein, und das gottorper Schloß, die altehrwürdige Burg unserer schleswig-holsteinischen Gemeinschaft in den höchsten weltlichen und geistlichen Beziehungen, ward zum dänischen Hauptquartier, endlich erschien auch der König unser Herzog inmitten seiner Garde. In diesen Tagen wurden uns sieben Fragen vorgelegt über unsere Stellung zu dem Landesrecht und der provisorischen Regierung und die Antwort war innerhalb 24 Stunden einzusenden. Wer bisher noch nicht zu einer Entscheidung in dieser Angelegenheit gekommen war, jetzt

konnte er nicht länger ausweichen, eine Stellung außerhalb konnte er nicht länger behaupten, er mußte jetzt mit sich zu Rathe gehen, und ein klares bestimmtes Resultat seiner Erwägung öffentlich darlegen und die Vertretung desselben ein für allemal auf sich nehmen. Wir Geistlichen der Stadt Schleswig vereinigten uns mit unserem Nachbar dem Pastor von Haddebye und den Lehrern der Domschule zu einer gemeinsamen Berathung in der hüttener Propstei und wenn wir es sonst noch nicht wußten, um was es sich handelte, so lehrte es uns die dänische Batterie, die vor unserm Versammlungsorte aufgestellt war. Ich hoffe, wir dürfen auf Glauben rechnen, auch außerhalb unseres Kreises, wenn wir versichern, unsere Erwägung und Berathung sei eine ernste und heilige gewesen. Vor dem Gott, der das Recht auf Erden gegründet hat und der es schützt und hält, auch wenn Menschen es verlassen und verrathen, vor dem Gott, der alles Unrecht haßt und ewig verflucht, entschieden wir uns einmüthig und einstimmig gegen den Eingriff der dänischen Revolution und für das Recht unseres Fürsten und unseres Volkes. Was für uns nach dieser Entscheidung und Erklärung auf dem Spiele stand, konnten wir schon in den nächsten Tagen sehen, da unser Freund und Genosse Haak, Pastor von Haddebye am Osterabend mit dänischen Dragonern auf das gottorper Amtshaus geführt wurde. Indessen diesmal blieb es bei dem Drohen der Wolken, das Unwetter selbst zog an uns vorüber, da die deutsche Bundesarmee uns am ersten Ostertage von der Gewalt der Dänen befreite. Die Zeit, die nun für unser Land folgte, war eine außerordentlich bewegte und

wechselvolle und wessen Sinn nicht ganz stumpf war, mußte an den Freuden und Leiden unseres Volkes innerlich und lebendig Antheil nehmen; indessen wir Geistlichen hatten in den nächsten anderthalb Jahren keinen Anlaß zu einem Auftreten und Handeln in der Landessache. Aber plötzlich veränderte sich die Scene! Durch den berliner Waffenstillstand war festgesetzt, daß das Herzogthum Schleswig einer sogenannten Landesverwaltung, die aus einem dänischen, einem preußischen und einem englischen Mitgliede zu bestehen habe, übergeben werden sollte, dieser Landesverwaltung wurde im Norden des Landes ein schwedisches Truppencorps und im Süden des Landes ein preußisches zur Verfügung gestellt. Unsere Statthalterschaft aber, welche von allen deutschen Regierungen anerkannt im Namen unseres Herzogs das Recht des Landesherrn und des Volkes gegen die Gewalt eines fremden und feindlichen Volkes schützte und schirmte, versagte dieser Convention ihre Zustimmung, sie fand sich aber nicht in der Lage, der Ausführung derselben mit Gewalt entgegentreten zu können. Dadurch entstand nun ein Zustand ganz eigenthümlicher Art und Schwierigkeit. Die schleswig-holsteinische Armee zog sich aus dem Herzogthum Schleswig zurück, die Statthalterschaft verlegte ihren Sitz von Schleswig nach Kiel und verwies in ihrer Proclamation an die Schleswiger hinsichtlich ihres künftigen Verhaltens an das Gewissen. Es war damit ein großes und heiliges Wort in unsere politische Verwirrung hineingeworfen worden und Viele hielten diese Appellation der Statthalterschaft an das Gewissen des Landes für sehr unpolitisch, da das Gewissen etwas Unzuverlässiges und Un-

sicheres sei und keine leitende und regelnde Macht abgeben könne, wo nicht eine äußere Gewalt zur Handhabung der öffentlichen Dinge zur Seite stehe. Indessen wir die geistlichen Leiter und Pfleger unseres Volkes sahen die Sache anders an, wir erkannten in jenem Abschiedswort der Statthalterschaft eine Mahnung, die vor allen Anderen an uns gerichtet war, bei deren amtlichem Wirken die Grundvoraussetzung die ist, daß das Gewissen nicht etwas Bewegliches und Schwankendes ist, sondern eine von allen äußerem Wechsel und Wandel der Dinge unabhängige Stimme Gottes, die in den Tiefen jeder Menschenbrust für Alle, welche hören wollen, bestimmt und vernehmlich genug sich offenbart und geltend macht. Wir durften auch der Ueberzeugung sein, daß unsere Gemeinden hinlänglich unterwiesen seien, daß ein Jeder, der nur für die Wahrheit einen entschiedenen und gründlichen Willen habe, in seinem Gewissen erkennen werde, was Recht und Unrecht in der Landessache sei. Außerdem wußten wir ja nur zu gut, daß man hüben und drüben sich einzureden suchte, daß unser Volk bisher nicht von der Stimme des Rechtes, sondern von allerlei äußerlichen Einflüsterungen geleitet worden wäre. In dieser Lage durften wir es uns nicht verhehlen, daß unserem Stande und Amte in der großen gemeinsamen Angelegenheit eine sehr ernste und wichtige Aufgabe gestellt sei. Es wird Euch noch Allen, Geliebte, deutlich und unverlöschlich im Bewußtsein sein, wie gewaltig der Ernst jener verhängnißvollen Zeit an uns herantrat. O wie gern wären wir den schweren Aufgaben, deren Gewicht uns fühlbar wurde, ausgewichen, hätten wir nur gedurft! Und wahrlich, es war uns nicht die erste und

vornehmste Sorge, was aus unserer ganzen äußeren Existenz, was aus Weib und Kind werden sollte, wenn wir abermals einen öffentlichen Schritt in der Landessache thun würden, sondern das war unsere erste Mark und Bein durchdringende Frage und Sorge, wie wir den heiligen Willen unseres Gottes für diesen Fall erkennen und ausführen sollten. Die Unterweisungen, die wir auf der Universität empfangen hatten, die Lehrbücher, die uns zur Hand waren, die Beispiele und Vorgänge ehrwürdiger Vorzeiten, alle diese Mittel der Belehrung ließen uns im Stich, wir sahen vor uns eine Bahn, die nicht betreten, ja die uns nicht einmal beschrieben war. Damals trieb und drängte uns äußerlich zwar Niemand zur Entscheidung und zum Handeln, und wir hätten wohl in bloßem Betracht der rein äußerlichen Umstände stille schweigen und abwarten können, was sich weiter begeben würde, aber immerfort tönte uns das Wort Gewissen ins Ohr, und wenn wir nun allenthalben vernahmen, wie Gewissen und Heeresmacht einander gegenüber gestellt wurden und jenes als eine Ohnmacht, ja als ein Irrlicht in der Betrachtung und Behandlung öffentlicher Dinge, die Gewalt der Waffen dagegen als das allein Entscheidende und Wirksame betrachtet wurde, durften wir dazu schweigen und unthätig bleiben? Das Bewußtsein unseres heiligen Berufes und Amtes ließ uns unter solchen Umständen nicht Ruhe, bis wir endlich auch in der Schrift unseres Gottes den Weg entdeckten, den wir zu betreten hatten und den wir, wenn er auch ein ganz ungewöhnlicher und ungebahnter war, doch darum, weil wir unsere Erkenntniß durch den heiligen Buchstaben versiegelt fanden, getrost

und freudig zu gehen den Muth gewannen. In der südschleswigschen Superintendentur faßten wir Prediger der Stadt Schleswig unter der Leitung unseres verehrten und theuren Nielsen den großen Entschluß, eine öffentliche Erklärung abzugeben, in welcher wir aussprechen wollten, wie wir der factischen Regierung der Landesverwaltung in Allem Gehorsam leisten würden bis an die von unserem Gewissen, welches in der Ueberzeugung von den unveräußerlichen Rechten unseres Landes gebunden sei, vorgeschriebenen Grenzen. Wir hatten die große Freude, daß die gesammte Geistlichkeit des Herzogthums mit geringen Ausnahmen unserer Erklärung öffentlich beipflichtete. Somit hatte nun die schleswigsche Geistlichkeit das Wort der Statthalterschaft zu dem ihrigen gemacht und das Bekenntniß zu dem Gewissen als eine heilige Feuersäule aufgerichtet, welche unser Volk durch die Nacht und Wüste der herankommenden Wirrsale hindurchleiten sollte. Es kam nun darauf an, sei es durch Thun oder durch Leiden unser Wort zu bewähren. Der Anlaß zu dieser thatsächlichen Bewährung unseres Wortes ließ nicht lange auf sich warten. Die Landesverwaltung war inzwischen installirt und das ganze Herzogthum mit einer starken neutralen Truppenmacht besetzt worden. Was wir von der Landesverwaltung, der wir nach allem Voraufgehenden mit dem stärksten Mißtrauen entgegensehen mußten, zu erwarten hatten, ward dem ganzen Lande sehr bald durch die Ansprache kund, welche durch ihre Vermittelung der dänische König Frederik VII. an das Herzogthum erließ, in welcher Ansprache von dem noch durch das landesherrliche Wort desselben Regenten vom 28. Januar 1848

verbürgten Rechte des Herzogthums keine Rede mehr war und überall die Anschauung des strengsten Danismus zu Tage gelegt wurde. Es war nun klar, was die Installirung der Landesverwaltung in dem Namen seiner Majestät des Königs von Dänemark für uns zu bedeuten hatte. Es wurde ernstlich versucht, das preußische Mitglied der Verwaltungscommission über die Lage der Dinge aufzuklären, aber es zeigte sich in Kurzem ganz offensichtlich, daß der Graf zu Eulenburg völlig abhängig war von dem Einfluß des dänischen Herrn von Tillisch. Da nun der englische Commissair nicht einmal Miene machte, irgend eine selbstständige Stellung einzunehmen, so war die sogenannte Landesverwaltung wesentlich nichts Anderes als ein mit militairischer Gewalt ausgerüstetes Filial der dänischen Revolution und Propaganda in Kopenhagen. Unter diesen Umständen war es uns Allen unzweifelhaft, daß wenn das Gewissen, auf welches wir angewiesen waren und welches wir für unsere Norm in dieser bedrängten Lage öffentlich anerkannt und erklärt hatten, nicht zu einer Phrase werden sollte, dasselbe nun reden mußte und nach seiner heiligen Stimme unweigerlich zu handeln sei. Die Gewissensfrage trat nun in sehr bestimmter und scharfer Gestalt an alle Beamten des Herzogthums heran und die ganze Beamtenschaft gab mit nur theilweisen Ausnahmen auf diese Frage eine klare und deutliche Antwort. Und wenn man damals bei dieser denkwürdigen Entscheidung der schleswigschen Beamten für das Recht des Landes aus inneren Gründen und mit Daranwagung der ganzen äußeren Existenz unserm muthigen Vorangehen auf der Bahn des Ge-

wissens ein Hauptgewicht zuschreiben zu müssen glaubte, so meine ich nicht, daß es unbescheiden ist, wenn wir diesen unseren Ruhm nicht ablehnen. Wir haben es von Anfang bis Ende bezeugt, daß wir mit unsern öffentlichen Kundgebungen nicht in eigenem Licht noch in eigener Kraft einhergingen, daß wir durch viele Kämpfe innerlichen Sinnens und Arbeitens geführt worden sind, wenn nun Gott unser Bitten und Suchen erhört und unser geringes Wort nicht hat ungesegnet sein lassen, so wollen wir uns diesen Ruhm durch Menschen ebensowenig rauben lassen, wie der Apostel Paulus einst den seinigen. Ihr theuren Mitkämpfer in der Stadt Schleswig werdet es noch wohl erinnern, welch eine schwere dichte Wolke auf unserer Versammlung lastete, in welcher eine große Zahl von weltlichen und geistlichen Beamten des Landes am 29. August 1849 auf dem schleswiger Rathhause die drängende Frage erwog, ob man Angesichts der gegenwärtigen Gewalt und der noch drohenderen Zukunft von dem bisherigen Standpuncte weichen wolle, natürlich unter Vorbehalten, oder ob man auf der betretenen Bahn auch jetzt beharren solle, unangesehen, was immer erfolgen werde. Von Allen die billig denken, wird es uns nicht verdacht werden dürfen, wenn in diesen verhängnißvollen Stunden der Berathung ein finsterer unheimlicher Geist des Schweigens durch den Saal schlich und sich Stimmen der Furcht und des Verzagens bemerklich machten. Nicht minder aber wird Euch auch noch erinnerlich sein, wie in dieser Versammlung das Wort von dem Gewissen und dem alleinigen und heiligen Herrn des Gewissens nicht bloß sich Gehör verschaffte, sondern auch eine Anregung

hervorrief, die zu einer festen Entscheidung und Erklärung führte, welche seitdem zu einem Mittelpunct wurde, um den sich die ganze Beamtenschaft des Landes wie eine feste Phalanx schaarte. Wir Geistlichen wurden nun auch sehr bald in einen offenen Kampf mit der sogenannten Landesverwaltung verwickelt: dieselbe muthete uns nämlich zu, die Fürbitte für den Landesherrn in der Weise zu halten, daß darin eine Anerkennung des dänischen Königstitels, was unter den gegebenen Verhältnissen nichts Anderes war, als das Aufgeben der beschwornen Rechte des Landes, enthalten war. Gleicherweise verlangte sie von uns, ihre Erlasse, die sie im Namen seiner Majestät des Königs decretirte, zu publiciren. Das Eine wie das Andere war gegen unser Gewissen und konnte daher von uns nicht geleistet werden. Je ernster aber und drohender sich nunmehr die Sachen zu gestalten begannen, desto reiflicher und gewissenhafter wollte jeder Schritt erwogen sein. Und wir haben es daran auch nicht fehlen lassen, weder in stiller Einsamkeit, noch in kleinerer oder größerer Gemeinschaft; Ihr erinnert Euch an unsere mehrmaligen Besprechungen und Beschließungen in dem St. Michaelis Pastorate und in dem Gasthofe der schleswiger Altstadt. An dem letzteren Orte war es, wo bei Gelegenheit einer größeren Versammlung von Predigern unser wackerer Rehhof zu uns kam und mit tiefer Bewegung und unter Thränen von uns schied, um nach dem Norden zu eilen, wo bereits die Acte der Gewalt gegen die Geistlichkeit des Herzogthums auszubrechen drohten, um daselbst, wie er uns sagte, seinen Platz zu behaupten, so lange er es vermöchte. Nicht lange darnach

empfingen wir die Kunde von der Entsetzung Rehhofs, des nördlichen Superintendenten. Wir aber ließen unser Panier nicht sinken, sondern erhoben unsere Stimme so laut und kräftig als wir es vermochten, um auf das unabsehbare Unheil hinzuweisen, welches bei solchem Verfahren unfehlbar über Staat und Kirche des Landes hereinbrechen müsse. Und damals geschah es, daß Ihr, theure Brüder in Holstein, öffentlich und einmüthig uns Eure Zustimmung zu unserem Verhalten übersandtet und sich somit die gesammte schleswig-holsteinische Geistlichkeit als eine engverbundene Einheit darstellte, eine Einheit den damaligen Umständen ebenso angemessen, wie sie sich in ihrer Weise in der Ansprache der letzten rendsburger Synode ausspricht, deren Gedächtniß unser Petersen in Saarbrück neulich so schön wieder erneuert hat.

Zwar bei den Gewaltinhabern in Flensburg fanden wir kein Gehör, sie gingen auf ihrer verhängnißvollen Bahn unaufhaltsam und jählings weiter, aber bei unserem Volke, bei unseren Gemeinden fanden wir Gehör. Je empfindlicher und schmerzlicher uns das Walten von oben her berührte, desto kräftiger wurden wir durch die Haltung unserer Gemeinden getröstet und ermuntert. Ein wunderbares Schauspiel entfaltete sich vor unsern Augen! Die Gewalt lag in den Händen der uns von außen her aufgedrungenen Commission, die durch ihr eigenes Verfahren jeden Anspruch auf rechtliche Anerkennung verwirkt hatte; ihren Mangel an rechtlicher Grundlage ersetzte sie durch die militairische Macht, welche von der Königsau bis zur Eider das ganze Land beherrschte;

außerhalb des Landes hatte die Statthalterschaft ihren Sitz, diese erkannten die Beamten und der Kern des Volkes als ihre rechtmäßige Obrigkeit, sie besaß aber innerhalb des Landes keinerlei Gewaltmittel, dafür hatte sie in ihrem Abschiedswort an das Gewissen der Beamten und des Volkes appellirt. Wie gestaltete sich nun die Sachlage in solcher seltsamen Verwirrung und Verwickelung? Jener rechtlosen Gewalt ward allgemeiner Widerstand entgegengesetzt, und dieser machtlosen Obrigkeit übersandten die Gemeinden ihre Steuern und ihre junge Mannschaft, und dabei ging Alles ordentlich und regelmäßig zu, die wenigen einzelnen Excesse, die hie und da vorkamen, waren nachweislich von dem Uebermuth der Dänen hervorgerufen. Es ist gut, daß wir außer unserer eigenen Wahrnehmung auch noch ein anderes unparteiisches Zeugniß über diese Thatsache besitzen. Drei Staatsmänner haben zu der Zeit in höherem Auftrage unser Land besucht und unsere Zustände in Augenschein genommen: der General v. Rauch, der Herr v. Usedom und der Präsident Vollpracht und alle drei haben damals, wie allgemein bekannt wurde, das Resultat ihrer Beobachtungen dahin ausgesprochen, daß im ganzen Lande sich ein bewundernswürdiger Geist der Ordnung und Gesetzlichkeit kund gebe. Der Bericht des Letztgenannten ist veröffentlicht in der Schrift: Schleswig-Holsteins Gegenwart im März 1854, S. 19—22. Brüder, dieses Blatt der Geschichte unseres Volkes soll uns Niemand entreißen und wenn Alles, was wir für unser Volk und Land jemals gehofft und erfleht haben, für alle Erdenzeit verloren sein sollte, dieses beschriebene Blatt

der Geschichte halten wir fest und es soll uns bleiben zu einem dauernden Zeugniß, daß das Gewissen, für dessen Heiligkeit wir unser Wort erhoben haben, auch in nationalen und politischen Dingen, und zwar nicht bloß vor Zeiten, sondern auch in diesem gegenwärtigen Geschlecht immer noch eine entscheidende und wirksame Macht ist, trotz aller scheinheiligen und unheiligen Sophisten unserer Tage!

Indessen, ich weiß es, Geliebte, noch lieber folgt Ihr mir, wenn ich Euch auf ein anderes Gebiet unserer Gemeinschaft in jenen sturmbewegten Jahren hinweise. Unsere Verkläger und Verläumder, da sie so viel von unseren sogenannten politischen Thätigkeiten und Betheiligungen vernahmen, brachten uns in das Geschrei, als hätten wir unsern heiligen Beruf, der uns von dem Herrn der Kirche für seine theuer erkauften Gemeinden anvertraut war, verwahrlost und hätten das göttliche Salböl, mit welchem wir zu heiligem Dienst ausgerüstet worden, mit dem Schmutze der Welt verunreinigt. Diese bedachten nicht und wußten nicht, daß wenn wir von dem Standpuncte des Gewissens mit den Angelegenheiten unseres bedrängten Volkes und Landes zu thun hatten, unsere Mittel und Waffen keine andere je gewesen sind, als Glaube und Gebet, als Wort und Thränen. Wir werden ihnen dieses auch schwerlich mit Worten je deutlich machen können, da sie meistens, ohne es selbst zu wissen, zu tief in die äußerlichen und weltlichen Dinge verstrickt sind, um die feine scharfgezogene Linie sehen zu können, auf der wir mitten im Volks- und Kriegsge-

tümmel zu wandeln berufen waren. Aber an eine Thatsache wollen wir erinnern, die geeignet ist, unsere Ankläger wenigstens etwas bedenklich zu machen. Alle diejenigen unter uns, die in der Landessache eine irgend hervortretende Stellung eingenommen haben, hatten längst vorher eine bestimmte Stellung zu der Sache Christi gewonnen und dieselbe auch bestimmt genug ausgesprochen. Lange vorher, ehe wir uns über Gewissensfragen in nationalen Dingen beriethen, hatten wir mit einander öffentlich Raths gepflogen vor dem Angesichte unseres Herrn über Gewissensfragen in den Angelegenheiten des heiligen Reiches Gottes. Es ist wohl nicht leicht ein deutsches Land zu nennen, in welchem die allgemeinen und besonderen kirchlichen Conferenzen so zahlreich besucht waren und so gründlich und gewissenhaft auf die Fragen der kirchlichen Gegenwart eingingen, wie in Schleswig-Holstein.

Haben wir nun etwa in den Jahren der Unruhe, in denen wir angeblich mit ganz entgegengesetzten Dingen uns befaßt haben, in denen wir angeblich in den Strudel des Weltgetümmels, der Freiheitsgelüste und der gottlosen Demokratie eingetaucht gewesen sein sollen, haben wir denn damals jenen heiligen Faden unserer gemeinsamen Verhandlungen vor dem dreieinigen Gott über das Heil der uns anvertrauten Seelen abgerissen? Das haben wir nicht gethan, geliebte Brüder, sondern vielmehr das Gegentheil. Die gewaltigen Kämpfe in den nationalen und staatlichen Dingen, denen wir eben vermöge unserer amtlichen Stellung gewissenshalber uns nicht entziehen konnten, haben uns so wenig abgehalten, auf unserer

bisherigen Bahn der kirchlichen Gemeinsamkeit zu beharren, daß wir alle Kraft aufboten, um in möglichster Geschlossenheit und Einmüthigkeit das ewige und unantastbare Zeugniß der Wahrheit in Christo Jesu laut und vernehmlich in das Getümmel und die Unruhe unserer Gemeinden hineinzurufen. Und mit ganzem ungetheiltem Ernst, mit tiefer gründlicher Beugung, unter brünstigem Gebet und Flehen haben wir in brüderlicher Gemeinschaft geschaart den großen und gewichtigen Fragen, welche die damalige Zeit an die Zeugen Christi und die berufenen Vertreter seiner Kirche richtete, ins Angesicht gesehen. Ich erinnere Euch an die Versammlung in Neumünster im Jahre 1848, an die Versammlung in Schleswig im Jahre 1849 und für das Jahr 1850 war bereits Alles eingeleitet, die Abhaltung selbst ward aber durch die hereinbrechende letzte Katastrophe unseres Krieges verhindert. Und wir dürfen uns sagen, daß unser ernstliches Bemühen nicht vergeblich war. Wurden uns die tiefen Schäden, welche an dem inneren Leben der Christenheit und der Kirche zehren und die ewige Kraft des heiligen Geistes in den Gläubigen immerdar lähmen und stören, wurden uns diese tiefsten Gebrechen und Krankheiten der Kirche Christi in unserer Gegenwart nicht immer klarer und heller aufgedeckt? Verschärfte sich unser Schmerz über diese innerste und schrecklichste Noth der gegenwärtigen Menschheit nicht immer mehr und versenkte uns dieser Schmerz nicht von Stufe zu Stufe tiefer in das herzlichste und innigste Mitleiden mit diesem geheimsten und tödtlichsten Leiden der jetzigen Zeit? Und andererseits wurde es uns nicht in immer weiteren Kreisen und in immer bestimmteren Umrissen

klar und gewiß, was allein in solchen Nothständen gründlich und nachhaltig helfen und bessern könne? Gewannen wir nicht in fortschreitender Kraft immer mehr Freudigkeit und Muth, das Unhaltbare des gegenwärtigen kirchlichen Bestandes aufzudecken und auf das Ziel, welches alle gedeihliche kirchliche Thätigkeit scharf und bestimmt ins Auge zu fassen habe, mit deutlichen Worten und faßlichen Rathschlägen hinzuweisen? O Ihr theuren Mitgenossen in dem Kampfe für die Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche Jesu Christi, war es nicht eine schöne und unvergeßliche Zeit, in der uns so manche finstere Hüllen, welche die himmlische Klarheit unseres großen Gottes und Heilandes und seines wunderbaren Reiches verdecken, vor den Augen des Geistes hinweggethan wurden und wir mit heiliger Begeisterung und unaussprechlicher Sehnsucht hinausschauten auf eine innere und durchgreifende Erneuerung der Gemeinde des Herrn aus ihren göttlichen Anfängen und Urquellen, von welcher Erneuerung wir die eben so gewisse Ueberzeugung hegten, daß sie nothwendig sei, als die sichere Hoffnung, unser Herr und Heiland werde dieselbe schaffen und vollbringen so oder so? Wie war uns dabei so wohl zu Muthe, daß wir in dieser unserer Gemüthsstimmung nicht nöthig hatten, gleich so Vielen unseres Standes, in kleinlichem, halb verzagtem, halb trotzigem Bangen und Sorgen um den Bestand der Kirche Christi den Bewegungen der weltlichen Gewalten und Machtinhaber zuzuschauen! Mit ruhigem und stillem Sinne konnten wir in die stürmenden Wogen hineinblicken, konnten mit gefaßtem Herzen kommen sehen, daß viele Stützen und Säulen der bisherigen Ordnung und Ver-

fassung der Kirche fallen würden; wir wußten ja, daß wenn dieselben auch ursprünglich auf dem Grunde des Geistes aufgerichtet waren, sie doch im Lauf der Zeiten mehr und mehr die Natur des Fleisches angenommen hatten. In solchem unerschütterlichen Gleichmuthe aber waren wir nicht träge und lässig, wir hatten Freiheit und Kraft etwas Besseres zu thun, als in bänglicher Unruhe und vergeblicher Arbeit uns zu mühen um Erhaltung und Festigung morsch gewordener und vergänglicher Dinge, wir boten alle Kraft und allen Ernst auf, uns vorzubereiten und zu rüsten, daß wenn nun manche Bande kirchlicher Verhältnisse sich lösten, wir sofort die Waffen unserer geistlichen Ritterschaft um so ungehinderter und herzhafter führen könnten, um das, was Andere nur für Schaden und Verderben achteten, zu einer neuen Kraft des Lebens und der Heiligung für unsere Gemeinden umzuwandeln.

In diesem Sinne und Muthe standen wir damals, innig geliebte Genossen meines Glaubens und meiner Hoffnung, neben einander und mit einander, und jetzt? Ach ein sehr hartes und rauhes Geschick stellte sich zwischen unsere damalige Gegenwart und unsere heiligsten Entschlüsse und unsere liebsten Hoffnungen. Alles ist so gar anders geworden, als wir es uns vorgestellt, als worauf wir uns gefaßt gemacht hatten, ja in das grade Gegentheil von dem, was damals der Anschein darbot, ist der Entwickelungsgang der kirchlichen Dinge zurückgebogen worden, nicht bloß in unserer lieben Heimath, sondern allenthalben, wo wir eine neue Stäte des Weilens und

Arbeitens gefunden haben. Aber wie steht es mit unseren innern Gedanken über das, was das Wesen der Kirche Christi ist und was ihrem Wachsen und Gedeihen förderlich und schädlich ist, sind diese auch zurückgebogen? Ein Jeder von uns wird seitdem hundertfach Gelegenheit gehabt haben, unsere damaligen Gedanken immer aufs Neue wieder zu prüfen, ein Jeder von uns wird alle Tage durch die sehr vernehmlichen Stimmen, welche seitdem das öffentliche Leben beherrschen, Anlaß gefunden haben, über das, was uns einstmals mit so hoher Begeisterung erfüllte, recht besonnen und nüchtern zu werden, und was ist denn das Ende und Resultat dieser unserer Prüfung, die Ihr mit mir Angesichts der uns jetzt umgebenden Dinge angestellt haben werdet? Sind wir denn wirklich damals Thoren gewesen und Schwärmer, welche auf Sand bauen wollten und zerrinnenden Idealen nachjagten, die Wind säeten, um hinterher Sturm zu erndten? Sagt es, Brüder, übt denn wirklich das, was wir seitdem gesehen und gehört, was sich seitdem auf dem Gebiete der Kirche gebildet und gestaltet, eine solche beschämende und demüthigende Wirkung auf Euch aus? Sagt mir doch im Vertrauen, wie gefällt Euch dieser neueste Kirchenbau, da man nichts Dringlicheres und Eiligeres zu thun weiß, als diejenigen Stützen, deren Gebrechlichkeit, deren theils zweideutige, theils fleischliche Natur wir damals mit einander so klar erkannt haben, nur fester und sicherer zu stellen, um ihnen nur noch mehr aufzubürden, als was sie schon vor jenen Erschütterungen zu tragen verweigert hatten? Ich will Euch vertrauen, wie es mir damit geht, da ich Grund habe zu vermuthen, daß es Euch im

Wesentlichen nicht anders erscheinen wird: mein Herz will mir oft brechen vor Wehe und Leid und meine Augen füllen sich nicht selten mit Thränen, wenn ich das ansehe und betrachte, was man jetzt so laut als das nöthigste und wichtigste Werk der Kirchenbesserung preist und fordert, und mit so übergroßer Eile und Vielgeschäftigkeit treibt und vollbringt. Bei der vollen und freien Anerkennung alles guten Meinens und Wollens, für welches ich durchaus nicht blind oder gleichgültig bin, vermag ich in dieser Art und in diesem Thun nur eine ganz unabsehbare Verwickelung und Hemmung für das wahre Gedeihen der heiligen Sache, zu deren Dienst wir mit all unserm Reden und Schweigen, mit all unserm Thun und Lassen ewig verpflichtet und verhaftet sind, zu erkennen. Ich finde in dem, was uns die jüngste Zeit der kirchlichen Entwickelung zu erkennen giebt, so wenig Ursache zu Scham und Reue über unsere Vergangenheit, daß ich auch jetzt noch kein anderes Ziel schaue, als welches uns damals mit seiner göttlichen Magie heilig begeisterte, nur daß ich es noch heller und herrlicher leuchten sehe; daß ich auch jetzt noch von keinem anderen Wege weiß, als welchen zu betreten wir damals mit reinster und freudigster Selbstverleugnung uns entschlossen wußten, nur daß er sich mir in noch weit schärferen und bestimmteren Umrissen vergegenwärtigt. Ich meine auch, daß dieses mein Bekenntniß Euch nicht überraschen wird, sondern darf vermöge unserer einstigen innigen Geistesgemeinschaft freudig glauben, daß Ihr demselben in Eurem innersten Herzensgrunde Eure Zustimmung nicht versagen werdet. Wenn es nun aber so steht, müssen wir da nicht recht

inne werden, daß uns bei unserem Zusammenstehen in jenen drangvollen Zeiten ein göttliches Kleinod anvertraut worden ist, welches wir, weil wir es in zerbrechlichen Gefäßen tragen, mit eben so großer Furcht, wie hoher Freude zu bewahren und unversehrt zu erhalten heilig verpflichtet sind? Merken wir es nicht an allen unseren seitherigen Erfahrungen, daß unsere ehemalige Gemeinschaft ein himmlisches Gut ist, auf welches wir nur in Demuth und Dankbarkeit zurückblicken können?

Und eben darum darf ich Euch jetzt, nachdem wir uns wiederum mit einander in diese unsere schöne gemeinsame Vergangenheit zurückversetzt und uns somit aus unserer Zerstreuung wiederum zusammengefunden haben, getrosten Muthes also anreden: die fünf Jahre, die mit ihrem schweren Inhalt für einen Jeglichen unter uns sich zwischen uns gestellt haben und alle die großen und weiten Entfernungen der Länder und Meere, die zwischen uns liegen, sollen mir gelten für Nichts und zu einem Jeden unter Euch trete ich hin und reiche ihm im Geiste diese meine Hand und spreche zu Euch: sehet, hier ist wiederum ein Wort über die Sache, welche uns so oft und so viel in Freud und Leid bewegt hat, aus neuem Schmerz und Weh ist es geboren, der tiefste Grund aber, aus dem es stammt, ist dieselbe reine Quelle, welche uns dereinst mit frischem lebendigem Wasser so oft erquickt und gestärkt hat. Ich weiß es, dieses mein Wort wird vielen Anfechtungen in der Welt entgegen gehen, man wird es verachten, bespotten und verlästern, man wird es verschreien als einen großen Lärm um Nichts oder um eine Kleinigkeit, man wird ihm vorwerfen, daß wenn auch sein

nächster Anlaß vielleicht einer näheren Erwägung werth sein möchte, es dadurch wiederum Alles verwirre und verderbe, daß es unruhig umherlaufe, um allerlei Stoff sonstiger Unzufriedenheit und störender Aufregung zu finden, einen Landstreicher und Friedensstörer wird man es schelten, der weder seine irdische noch himmlische Heimath gehörig documentiren könne, man wird es verfolgen und aus den Grenzen verweisen. Ihr nur, theure Freunde, wißt es, daß die Sache, welche mein Wort anfaßt, nicht ein Nichts ist noch auch eine Kleinigkeit, daß dieselbe darum etwas Redenswerthes ist, weil sie mittelst hundert Fäden mit der großen Gesammtangelegenheit unseres Vaterlandes verflochten ist; Ihr wißt es ferner, daß diese Angelegenheit unserer theuren Heimath von unzähligen wichtigen und heiligen Beziehungen nicht getrennt werden kann; Ihr wißt es, daß wenn mein Wort mit dem scheinbar Kleinen und Geringfügigen Großes und Umfassendes verknüpft, dies nicht aus einer eitlen Unruhe und Redesucht stammt, sondern ihm dieses als ein übermächtiger Trieb innewohnt, weswegen es auch gar nicht anders könne und dürfe als eben so; Ihr wißt es, daß mein Wort einen wirklichen und richtigen Heimathsschein besitzt, der im Himmel und auf Erden gültig ist. Darum Ihr Freunde befehle ich Euch dieses mein Kind, ich kann ihm nicht nachsehen und noch weniger mit ihm gehen, ich muß es hinausgeben in die weite gefährliche Welt: wo Ihr nun sehen werdet, daß es in Verlegenheit und Gefahr geräth, da stehet ihm bei und helfet ihm zurecht, daß es seine Bahn finde, so weit es vermag und ausrichten möge, wozu und weß Maßes ihm Kraft von oben verliehen ist. Das

ist das Vertrauen, welches ich zu Eurer Liebe und Weisheit hege und ich bitte Euch, lasset dieses mein Vertrauen zu Euch nicht beschämt werden.

Rostock, 2. Nov. 1855.

Wie einst, so immer

der Eurige

Baumgarten.

Es ist eine Angelegenheit derjenigen Gemeinde, mit deren Führung ich durch Gottes Gnade vom 10. Mai 1846 bis zum 25. Juli 1850 betraut gewesen bin, in welcher ich hier ein öffentliches Wort zu reden unternehme. Meinen Beruf, in dieser Sache, die während der Zeit meiner Amtsführung geschehen, öffentlich aufzutreten, gründe ich lediglich auf das Verhältniß, welches zwischen meiner ehemaligen Gemeinde und mir besteht. Weil nun der Grund meiner ganzen Appellation an die deutsche Lesewelt in dieser Sache eben das besagte Verhältniß ist, so halte ich es für zweckmäßig, damit zu beginnen, daß ich dasselbe in seinen Grundzügen meinen Lesern darzulegen versuche.

Ein großes und schwieriges Amt war es, welches ich zu St. Michaelis in Schleswig zu verwalten hatte. Die Gemeinde befaßte 4000 Seelen, von denen sich etwa die Hälfte auf den mittleren langgedehnten Theil der Stadt Schleswig, die andere Hälfte auf zehn meilenweit auseinanderliegende Dörfer vertheilte. Ich hatte jeden Sonntag zwei verschiedene Predigten zu halten, 14 Schulen zu inspiciren, und in der Landgemeinde einem sehr verwickelten Armenwesen vorzustehen. Was die Schwierigkeit der Aufgabe noch vermehrte, war der Umstand, daß mein treuer gewissenhafter Vorgänger in vielen Jahren seiner letzten Amtsthätigkeit sehr schwach gewesen und daher in mancher Beziehung den Anforderungen seiner Stellung nicht hatte nachkommen können. Ich brachte zwar eine jugendliche Kraft hinzu, aber sie war ungeübt und Manches in den mir überwiesenen Geschäften, wie namentlich die Behandlung der

Armensachen, war mir durchaus fremd. Eine desto rückhaltslosere Selbstverläugnung und Hingebung erheischte die Anfassung eines so schweren Werkes. Um so weniger ich mir über die Größe und den Umfang dessen, was von mir verlangt wurde, Täuschungen machte, um so ernstlicher entschloß ich mich von Anfang an, all meine Kraft und Zeit für die mir zugewiesene Gemeinde aufzubieten. In der That gab es viel zu thun und es kam mancher Sonntag, an welchem vom frühen Morgen bis zum Abend hin nicht so viel Ruhe war, daß ich zu Mittag essen konnte, mancher Sonnabend, an welchem erst die Nachmittagsstunden mein Haus von Besuchenden aus der Gemeinde leer fanden, manche Woche, in welcher ich an jedem Tage in meiner Kirche Amtsgeschäfte zu verrichten hatte, und fast jeder Besuch in einem meiner Dörfer war eine Tagereise. Jedoch nicht die Masse des Thuns machte die eigentliche und größte Schwierigkeit, sondern die durch den Verfall des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Sitte so allgemein verbreitete Unempfänglichkeit und Stumpfsinnigkeit für das heilige Wort von Gottes Gnade. Ich sah bald ein, daß man diesem Ungeiste nicht mit Schelten und Drohen, nicht mit Vorschriften und Gesetzen beikommen kann, darum nahm ich mir vor, in jedes kirchliche Wort und Werk, das mir oblag, meine ganze Seele hineinzulegen, alles Gewohnheitsmäßige und Mechanische, welches für die Gemeinden der Tod in den Töpfen ist, durch den Geist Gottes zu überwinden, und ich bewirkte dadurch sehr allgemein wenigstens den heilsamen Eindruck, daß es doch mit Christenthum und Kirche noch etwas mehr zu sagen habe, als man sich bis dahin gedacht hatte. Weiter aber wurde mir klar, wollte ich anders durch mein Wirken die volle Ueberschwenglichkeit und Wunderkraft des göttlichen Wortes in meiner Gemeinde offenbar machen, so mußte ich bei den offenbaren Nothständen des geistlichen Lebens außer den vorgeschriebenen und gewohnten Wegen amtlicher Thätigkeit noch andere einschlagen, welche sich den am stärksten hervortretenden Bedürfnissen anpaßten. Ich begann mit meinen Schullehrern Conferenzen zu halten, in welchen ich mit ihnen über ihren heiligen Beruf und insbesondere

über die rechte Methode der Unterweisung in der biblischen Geschichte unterhielt und sie zu schriftlichen Aufsätzen über das Besprochene veranlaßte. Willig und mit reger Theilnahme gingen meine Lehrer auf diese meine Versuche ein. Meinen Dörfern, die bis auf eins alle weit von der Kirche entlegen und zum Theil recht ärmlich waren, suchte ich dadurch mit dem Worte Gottes näher zu kommen, daß ich von Zeit zu Zeit in ihren Schulen Schriftabschnitte auslegte und auf das Leben anwandte. Und meine lieben Bauern ließen ihre Arbeit ruhen und hörten mir gerne und andächtig zu. Auf diesen Wegen und Umwegen gelang es mir auch, nicht bloß manche einzelne empfängliche Seele zu finden, besonders auf dem Krankenlager und dem Sterbebette, welche ich mit dem Trost des Evangeliums erquicken konnte, sondern es stellte sich auch allmählig ein Vertrauensverhältniß her, besonders in meiner lieben Landgemeinde, so daß meine Gedanken und Rathschläge zur Besserung des kirchlichen Gemeinwesens mehr und mehr Gehör und Eingang zu finden begannen. Ich durfte mich darüber um so reiner freuen, da ich mich nicht begnügte, die ganze Schärfe des göttlichen Wortes gegen alles sündige Wesen nur im Allgemeinen fühlbar und kenntlich zu machen, sondern dieselbe auch für einzelne vorliegende Fälle rücksichtslos zur Geltung brachte. Nicht ganz selten mußte ich einzelnen meiner Lehrer und Juraten oder Gemeindevorsteher in Betreff ihrer Amtsführung scharf entgegentreten; mehrere Ehefälle kamen mir vor, die mein Gewissen monatelang mit Kämpfen beschwerten, und zweimal mußte ich mich in solchem Anlaß entschließen, die kirchliche Trauung zu verweigern und mich der Gefahr auszusetzen, mein Amt der Laxheit bestehender Gesetze zum Opfer zu bringen; mehr als einmal habe ich Solche, von deren Sünden ich wußte, ihre Reue aber nicht erfahren hatte, auf meine Verantwortung hin von dem Tische des Herrn hinwegweisen müssen; drei Meineidsverwarnungen habe ich zu halten gehabt, die meine ganze Seele erschütterten und bei denen ich alle Schrecken des göttlichen Fluches in die Gewissen hineinzurufen verpflichtet war.

Eine ganz eigenthümliche Modification erhielt aber das Verhältniß zwischen meiner lieben Gemeinde und mir durch den Umstand, daß meine Amtsführung fast von ihrem ersten Anfang an bis zu ihrem Abschluß mit den gewaltigen nationalen und politischen Bewegungen und Kämpfen zusammentraf, welche in der Stadt Schleswig ihren vornehmsten geistigen Mittelpunkt hatten und meine Dörfer zu einem Haupttummelplatz der blutigen Waffen machten. Noch nicht zwei Monate war ich im Amte, als der offene Brief Christians VIII. erschien und meine angesuchte Entlassung trägt das Datum des Tages von Idstedt, an welchem ich Schleswig verließ. Von dem 27. März 1848 bis zu dem Tage meiner Abreise hat es nicht viele und nicht lange Zeiten gegeben, in welchen mein Pastorat nicht von Soldaten bewohnt war, wochenlang habe ich 24 Mann und 2 Officiere bewirthet, 12 Tage lang war mein Haus dermaßen von dänischem Militair besetzt, daß ich selber, meine Familie hatte ich nach Holstein gebracht, kaum Platz für mich übrig behielt, fast alle deutsche Reichstruppen habe ich in meinem Hause gesehen, Tag für Tag habe ich das Waffenspiel, welches jeden Augenblick in tödtlichen Ernst umschlagen konnte, vor meinem Fenster anschauen müssen, in meinem Präsidentenstift, in welchem ich des Sonntags Nachmittags zu predigen hatte und welches an der Straße belegen ist, hat nicht selten der Waffenlärm mein Wort übertäubt, am heiligen Ostertage 1848 sind Dänen aus meiner Predigt unmittelbar in die Schlacht gerufen und als ich aus der Kirche kam, hatte der Kanonendonner von Messunde das Volk auf dem Kirchhofe versammelt, an demselben Tage schlug eine Kanonenkugel einige Schritte von meinem Standorte in die Erde, am andern Morgen ging ich zwischen der deutschen und dänischen Armee hindurch, um meine Dörfer, die in dem Schlachtgetümmel gestanden und gelitten hatten, zu besuchen, am grünen Donnerstag 1849 habe ich gepredigt, während die Kirchenfenster unaufhörlich von dem Gekrach der Breitseiten vor Eckernförde klirrten, in die Lazarete bin ich gegangen, welche von dem Todesröcheln und Jammer der Verstümmelten erfüllt waren, Freunde und Feinde habe ich haufen-

weise und einzeln begraben und ihnen miteinander einen Denkstein errichtet mit der Inschrift: Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde Joh. 15, 13, welches Denkmal hoffentlich auch die Dänen respectirt haben werden, und meine beiden letzten Amtshandlungen in meiner Gemeinde sind gewesen die Bestattung eines ertrunkenen Knaben, während welcher die ersten Alarmzeichen zur Schlacht bei Idstedt durch die Stadt gingen, und die Taufe eines Neugebornen, welches mir aus meiner Landgemeinde gebracht wurde, weil die Leute durch das erste Aufblitzen der Kanonen, welches den furchtbaren Ernst der nahen Schlacht ankündigte, aufgeschreckt waren. Das war mein vorletzter Tag in Schleswig. Am letzten Tage wurde ich in der allerersten Morgenfrühe durch die Kanonen von Idstedt aufgeweckt und als ich in meinen Garten ging, hörte ich ganz deutlich das Feuern der Jäger und Infanteristen, am Vormittag kam Einer meiner Schwäger mit einer blutenden Kopfwunde in mein Haus, eine Stunde später wurde ein zweiter Schwager als verwundet angesagt und meine Frau und ich gingen durch das unbeschreibliche Gewühl der Straßen, in welchem wir unter Anderen flüchtenden Bauern unserer Landgemeinde, welche ihre Alten und Schwachen aus dem Rasen der Schlacht zu retten suchten, begegneten, den geliebten Bruder suchten wir in dem namenlosen Jammer der Lazarete vergebens, was um so schmerzlicher war, da ein Jahr zuvor der dritte Schwager an seinen Wunden in Friedericia gestorben war. Gleich nach Mittag kam die Schreckenspost, daß die ganze schleswig-holsteinische Armee auf dem Rückzuge sei und die Dänen demnächst in Schleswig einrücken würden; von dem Augenblicke an konnte ich meiner Gemeinde Nichts mehr nützen und ergriff mit meiner Frau und unsern zwei kleinen Kindern die Flucht auf einem elenden Bauerwagen; und nur eben vor den heranrückenden Dänen gewannen wir den Vorsprung und wären nicht ein paar entschlossene Bauerburschen aus meiner Landgemeinde uns zu Hülfe gekommen, so hätten wir die Eider nicht erreicht. Erst um 2 Uhr in der Nacht fanden wir eine Ruhestäte. Das war mein letzter Tag in meiner Gemeinde, das Datum meiner Entlassung.

Diese meine äußeren Erlebnisse und Schicksale inmitten meiner Gemeinde gewinnen aber erst dadurch eine rechte Bedeutung für unser gegenseitiges Verhältniß, daß sie von innerer Theilnahme für die große Sache, der es bei diesem Allen galt, in welcher Theilnahme wir uns mit einander geeinigt wußten, getragen und durchdrungen waren. Ich lebte und wirkte fast zwei Jahre in Schleswig, ehe der große Kampf, der bereits seit dem Anfang der vierziger Jahre in den Herzogthümern die Geister beschäftigte und aufregte, mich anders als nur äußerlich und oberflächlich berührte, es fehlte mir durchaus an einem inneren Verständniß der Sache, ich hielt mich daher außenvor und gehörte zu den wenigen Neutralen. Es kam aber für mich der Tag, der mir die amtliche Nothwendigkeit auferlegte, eine Entscheidung zu treffen und für dieselbe mit meinem Gewissen und meiner ganzen äußeren Existenz aufzukommen. Da bin ich in meiner innersten Seele mit meinem Gott zu Rathe gegangen und habe eine feste Entscheidung gefunden, in der ich bis zu dieser Stunde noch keinen Augenblick schwankend geworden bin. Von der Zeit an habe ich oft Anlaß gehabt, öffentlich sowohl wie insonderheit über unsere Landessache zu sprechen, so daß es keinem Bürger und keinem Bauer in meiner Gemeinde unbekannt war, auf welcher Seite ich stehe. Ich entsinne mich aber keines einzigen Males, da ich durch die gewaltigen Bewegungen von außen als solchen zu irgend einem Worte mich habe bestimmen lassen. Wie ich das erste Mal, als mir der erste Lichtstrahl über die Angelegenheit in die Seele fiel, meinen Standpunct ganz innerlich genommen hatte, so habe ich mich auch jedes spätere Mal in dieses innerste Heiligthum zurückziehen müssen, ehe ich ein Wort über unsere gemeinsame Angelegenheit zu sprechen wagen durfte. Diesem Umstande verdanke ich es, daß ich ohne Reue und Leid auf Alles zurückblicken kann, was ich als Pastor über die nationale Sache geredet und geschrieben habe. Weil ich mich zu Allem, was ich in dieser Beziehung zu thun für gut achtete, durch keinerlei Leidenschaft, Parteirücksicht oder Aeußerlichkeit bestimmen ließ, habe ich Alles, was ich gethan, frei und öffentlich hingestellt, im Geheimen habe ich Nichts versucht und Nichts betrieben. Dies

mein Pult, an dem ich hier stehe und schreibe, trägt noch heute die Spur der gewaltsamen Erbrechung durch Dänenhand, aber kein verdächtiges Blatt haben sie darin entdeckt. Ich konnte eben deshalb auch, so oft ich in Beziehung auf die Landesangelegenheit meine Gemeinde tröstete, ermunterte, strafte oder ermahnte, nie anders verfahren, als daß ich sie hinwies auf den heiligen Gott, der alles Recht und auch unser Recht gegründet habe und der allein durch seine Hand dasselbe erhalten und hinausführen werde, freilich so, daß wir eben um deswillen heilig verpflichtet seien, an unserem Theile Alles für dasselbe zu thun und zu leiden. Mit dieser Weise habe ich nicht bloß mein Gewissen rein bewahrt, sondern habe auch erreicht, daß mein Verhältniß zu der Gemeinde durch jenes Einmischen in politische Dinge, wie unsere Widersacher unser Verhalten nennen, so wenig gestört ist, daß es vielmehr durch dasselbe nur noch mehr befestigt und verinnerlicht worden ist. Was ich damals schon anfangsweise keimen sah, hat sich später noch mehr herausgebildet. Dabei muß ich einen mir unvergeßlichen Zug aus meinen letzten Tagen in Schleswig erzählen. Als die Zeit großer Unruhe und einer verhängnißvollen Entscheidung herannahte, hatten meine Bauern mich gebeten, die übliche Torflieferung noch einige Wochen aufschieben zu wollen; ich war damit unter der Bedingung zufrieden, daß Jemand es übernehmen wollte, mir in den nächsten Tagen ein Fuder zu bringen. Jeß Thiessen, der Jurat von Ahrenholz, nahm dieses Versprechen auf sich. Es kam nun aber viel schlimmer, als wir es denken konnten. Die Hauptmacht der schleswig-holsteinischen Armee hatte alle meine Dörfer besetzt und an Torfliefern war kein Gedanke. Dennoch kommt eines Tages Jeß Thiessen mit seinem Fuder Torf und als ich eben so verwundert als erfreut ihn fragte, wie er es möglich gemacht, sagte er: er hätte mir doch sein gegebenes Versprechen erfüllen müssen, übrigens schwer genug sei es ihm geworden; er hätte mehrere Nächte keinen Schlaf gehabt, auf seiner Hofstelle löse sich ein Bataillon mit dem anderen ab, all sein Heu hätte er Preis geben müssen. Und als ich ihn weiter fragte: wie ihm dabei zu Muthe sei, antwortete er: er sei bei alledem unverzagt

und guter Dinge. Ich habe ihn nicht wieder gesehen, hoffe aber, daß von seinem guten Muthe noch jetzt Etwas übrig ist und daß seine Treue, die er mir in jenen Tagen bewies, auch jetzt noch nicht erloschen ist, obwohl das Geschick seitdem über uns weit schrecklicher hergefahren, als es irgend Jemand ahnen konnte. Unser Recht, an dem wir so getrost und freudig hielten, ist inzwischen in Stücke und Scherben zerschlagen und diese Stücke und Scherben werden für alle die, welche in ihrem Herzen von dem alten und guten Recht nicht weichen wollen, zu Spießruthen gemacht. Bitter böse Tage sind über meine arme Gemeinde seitdem gekommen und sie währen bis heute, wie man später ersehen wird: und Niemand sieht das Ende ab. Wie pflegt es nun aber bei solchem jähen Umsturz aller Verhältnisse unter den Menschen zu geschehen? Diejenigen, welche das Frühere, welches nachher zum Fallstrick geworden ist, mit Rath und That gefördert haben, werden als Verführer angesehen und ihnen aller mögliche Verdacht nachgetragen. So ist es aber nicht zwischen meiner Gemeinde und mir ergangen. Hätte ich damals auf den Arm des Fleisches gebaut, sicherlich würden sie mich jetzt als einen falschen Propheten ansehen und zwar mit Recht und alles Gute was ich etwa unter ihnen gepflanzt habe, würde mit der Wurzel wieder ausgerissen werden. Aber nicht dieses, sondern das Gegentheil findet Statt. Wie ich es mit all meiner öffentlichen Theilnahme an der Landessache gemeint habe, grade so und nicht anders hat meine Gemeinde von Anfang an es aufgefaßt und verstanden und weil dies Verständniß seinen Grund und Boden an einem Orte hat, wohin keine Gewaltmaßregeln reichen, so hält sie mein Gedächtniß auch heute noch in Ehren und bewahrt mein Wort in ihrem Herzensgrunde. Unser äußerer Verkehr ist seit jenem schrecklichen Tage gänzlich abgebrochen. Nur ein einziges Mal habe ich meine Hand von Holstein her zu meiner Landgemeinde hinüberreichen können: der armen Dorfschaft Idstedt, welche ihre traurige Berühmtheit durch Verherung vieler ihrer Häuser hatte erkaufen müssen, konnte ich von Kiel aus eine namhafte aus milden Gaben gesammelte Summe zur Linderung der Noth übersenden. Seitdem ist zwischen

uns, die wir so viel mit einander erlebt, die wir uns so viel zu sagen haben, Alles still und stumm geworden. Durch die Gnade meines gegenwärtigen hochverehrten Landesherrn wurde ich sechs Tage vor der idstedter Schlacht nach Rostock berufen und ist mir hier eine friedliche Stäte und Wirksamkeit bereitet, wie sie seit Jahren der Gegenstand meines sehnlichsten Wunsches gewesen war. Meine Gemeinde ist von dem Tage meines plötzlichen Abschiedes an in den Händen derer, die alles Deutsche hassen, am meisten aber dasjenige von deutschem Sinn und Wesen, was sie im Herzogthum Schleswig finden. Eine große Kluft ist zwischen meiner Gemeinde und mir, die wir so lieblich und treu verbunden waren, aufgerichtet: ein Briefverkehr hat zwischen uns nicht Statt gefunden, wie es denn auch unter bewandten Umständen nicht rathsam ist, zweimal war ich nahe daran, meine geliebte Gemeinde zu besuchen, aber jedesmal stand ich davon ab aus Besorgniß, mein Erscheinen in Schleswig möchte mehr Störung und Aufregung verursachen, als Freude und Nutzen gewähren, nur auf dem Wege des Geistes, welcher der dänischen Polizei und Spionage unzugänglich ist, können wir unseren Gemeinschaftsverkehr fortsetzen und unterhalten. So geschieht es, daß wir wenig von einander wissen und nur ganz selten ein halbverstohlener Laut der Liebe und Sehnsucht von dort nach hier und von hier nach dort hinüberfliegt. Die Geschichte unserer Gemeinschaft ist für das Diesseits vorläufig wenigstens todt und begraben, aber wir hoffen beiderseits, daß das, was im Glauben stirbt und in den schweigenden Schoß der Erde sinkt, dereinst ein fröhliches Auferstehen feiern wird.

Ich darf zuversichtlich annehmen, daß der Leser aus dieser Darstellung die Ueberzeugung gewonnen haben wird, ich habe ein Recht von einem Verhältniß zwischen meiner ehemaligen Gemeinde und mir zu sprechen und es könnten Umstände eintreten, unter denen ich befugt sei, auf dieses Verhältniß etwas zu bauen oder andererseits um dieses Verhältnisses willen mich zu Etwas verpflichtet halten müsse. Ob nun die Sache, welche ich jetzt vorzutragen mich anschicke, ein solcher Fall sei und ob ich zu dieser Behandlung der Sache, zu dieser meiner Veröffentlichung vermöge

jenes Verhältnisses mich mit Grund für berechtigt und verpflichtet gehalten habe, will ich getrost der Beurtheilung meines geneigten Lesers anheimstellen.

Am 25. September d. J. empfing ich von den Oberjuraten meiner ehemaligen Landgemeinde Hinrich Hagge in Hüsbye und Johann Hagge in Schubye ein Schreiben folgenden Inhalts: es sei ihnen unter dem 12. Sept. d. J. von dem Kirchenvisitatorium der Propstei Gottorf aufgegeben, förderſamst dafür zu sorgen, daß die Summe von 1760 Rbthl. = 1320 Thl. Pr. Cour., welche sie im Jahre 1849 gegen eine Schuld- und Pfand-Verschreibung an das Amt Gottorf zum Behuf der Zwangsanleihe zinsbar aus der Armenkasse der St. Michaelis Landgemeinde verliehen hätten, aus eigenen Mitteln der Armenkasse wieder zurückzuerstatten. Die beiden Juraten, ein Paar wackere und mir sehr liebe Bauern, welche durch eine solche Maßregel, da sie beide nur eine halbe Hufe mäßigen Geestlandes besitzen, sich einem großen Ruin ihres ganzen Hauswesens ausgesetzt sahen, baten nun mich, der ich von der besagten Sache und allen ihren Umständen genau Bescheid wisse, um meinen Rath und Beistand. Es war der allererste Brief, den ich aus meiner Gemeinde über den seit meinem Abschied eingetretenen Nothstand erhielt, die allererste Stimme, welche ich aus der unmittelbaren Gegenwart meiner Gemeinde seit 5 Jahren hörte und diese Stimme war ein Nothschrei um Hülfe. Das ganze namenlose Wehe meiner lieben Heimath, meiner theuren Gemeinde zuckte, sowie ich den Brief gelesen hatte, durch meine Seele, unnennbarer Schmerz und glühender Unwille kämpften in meinem Innern um den Vorrang.

Zur Erläuterung der Sache muß ich Folgendes bemerken. Durch einen günstigen Umstand, der hier ganz irrelevant ist, hatte die Armenkasse der St. Michaelis Landgemeinde die besagte Summe während der ersten Jahre meiner Amtsführung erhalten. Es war unser Plan, vermittelst dieser Summe eine Stiftung zur Besserung des Armenwesens der Landgemeinde zu gründen und es hatten dieserhalb schon viele Verhandlungen zwischen mir und den Dorfschaften Statt gefunden. Allein bei der Unruhe der dama-

ligen Zeitläufte war an einen Abschluß in dieser Angelegenheit nicht zu denken und es mußte einstweilen die Sache der Zukunft überlassen bleiben. Es mußte demnach fürs Erste als zweckmäßig erachtet werden, die Summe sobald als möglich in sicherer Weise zinsbar zu belegen. Eine günstige Gelegenheit dazu bot sich bei dem Anlaß der von der schleswig-holsteinischen Statthalterschaft im J. 1849 ausgeschriebenen Zwangsanleihe; welche Anleihe von 4½ Millionen Mrk. S.-H. C. für die vorschußweise zu leistende Verpflegung der deutschen Reichstruppen in den Herzogthümern verwendet worden ist. Es war im Mai 1849, als es sich im Amte Gottorf um Aufbringung dieser Anleihe handelte: die im Namen des König-Herzogs regierende und von allen deutschen Fürsten anerkannte Statthalterschaft waltete damals rechts- und ordnungsmäßig im ganzen Lande von der Elbe bis zur Königsau, die schleswig-holsteinische Armee war in Jütland siegreich bis vor Fridericia vorgedrungen, 50—60000 Mann deutscher Truppen standen im Norden des Herzogthums Schleswig. Das Amt Gottorf wählte nun zum Behuf dieses Geschäfts unter der Leitung seiner Oberbeamten Repräsentanten, welche gegen eine auf das Grundeigenthum des Amtes lautende Schuld- und Pfandverschreibung das nöthige Geld aufbringen sollten. Dies schien meinen Oberjuraten eine günstige Gelegenheit, die gedachte Summe zum Besten des Armenwesens nutzbar zu machen, sie fragten deshalb bei dem gottorfer Kirchenvisitatorium, dem damaligen Amtmann Baron von Liliencron und dem derzeitigen Kirchenpropsten Pastor Boysen am Dom zu Schleswig an und erhielten die Antwort, sicherer als bei dem Amte Gottorf könne das gedachte Capital überall wohl nicht belegt werden. Auf diese Visitorialgenehmigung hin wurde das Geld an jene erwählten Repräsentanten des Amtes Gottorf ausgezahlt und die Obligation dafür in Empfang genommen. Da ich die Summe im Verwahrsam hatte und auch die Schuldverschreibung zur Aufbewahrung übernahm, so ging dieses Alles unter meinen Augen vor. Die Juraten hatten in der Sache vollkommen gewissenhaft und ordnungsmäßig gehandelt; wem konnte es auch nur in den Sinn kommen, daß sie jemals wegen dieser Handlung würden in Anspruch genommen wer-

den? Es sind seitdem reichlich 6 Jahre verstrichen, ein Jahr in der provisorischen Zeit, und 5 Jahre unter dem dänischen Regiment. Jetzt nach ihrem fünfjährigen Walten kömmt es den von der dänischen Regierung eingesetzten Visitatoren, dem Herrn Amtmann Davids und dem Herrn Kirchenpropste Martens plötzlich in den Sinn, von den Juraten die Erstattung jener Summe zu erzwingen! Wie? hat es sich denn erwiesen, daß das Amt Gottorf mit seinem großen Areal, wie es doch schien, für jene Summe keine pupillarische Sicherheit gewährt, so daß die Juraten ebenso leichtsinnig wie die damaligen Visitatoren mit jener Summe umgegangen wären? Der Augenschein lehrt das Gegentheil. Oder leugnen die Repräsentanten das Amtes Gottorf ihre Verpflichtung ab und zwar mit gültigen Rechtsgründen, so daß es sich herausstellte, daß die Juraten in der formellen Behandlung der Sache nicht die nöthige Vorsicht bewiesen hätten? Auch das ist nicht der Fall. Oder waren die damaligen Visitatoren nicht die legitime Behörde, von welcher die Juraten die ordnungsmäßige Genehmigung einzuholen hatten? Allerdings sind beide damalige Visitatoren später ihrer Aemter entsetzt und der Eine des Landes verwiesen worden, allein dies geschah erst nachher und zwar aus Anlaß der Conflicte mit der sogenannten Landesverwaltung; auch waren sie nicht etwa erst in der provisorischen Zeit in ihr Amt eingeführt, sondern seit Jahren den Juraten als ihre rechtmäßige Oberbehörde bekannt. Ich frage die beiden jetzigen Herren Kirchenvisitatoren der Propstei Gottorf, ob sie im Mai 1849, der Eine in Friedrichstadt, der Andere in Neukirchen einen andern Namen und Titel für ihre amtlichen Befugnisse gehabt haben, als die damaligen Vorgänger in ihrem gegenwärtigen Amte. Ihr beiderseitiges Ueberlaufen aus dem schleswig-holsteinischen Lager in das dänische schreibt sich nämlich, wie allgemein bekannt ist, von einem späteren Datum und der Herr Kirchenpropst namentlich wird sich sehr bestimmt erinnern, daß diejenigen äußeren Zeichen, welche, wie er später bei seiner großen Beschränktheit, naiv genug in einer Druckschrift selber bekannte, seinen totalen Umschlag bewirkt haben, im Mai 1849 am Horizonte von Neukirchen noch nicht zu entdecken waren. Wo in

aller Welt liegt denn nun das Vergehen meiner beiden Juraten in den Augen dieser gestrengen Herren? Es liegt überall nicht in dem, was sie damals gethan haben und wie sie es gethan haben, sondern in dem, was hinterher als Maßstab decretirt ist zur Beurtheilung alles dessen, was vorher geschehen ist. Das dänische Ministerium für das Herzogthum Schleswig hat nämlich seit Jahren schon den Beschluß veröffentlicht, daß die von den Städten, Aemtern, Landschaften und sonstigen Districten zum Behuf der sogenannten Zwangsanleihe eingegangenen Verbindlichkeiten null und nichtig seien. Man wollte mit diesem einen Schlage ein Zwiefaches erreichen. Einmal war dieses ja eine sehr thatkräftige Consequenz der dänischen Anschauung strictester Legitimität, als ob es während der provisorischen Zeit überall keine rechtsbeständige Ordnung des bürgerlichen Gemeinwesens gegeben hätte. Sodann berechnete man, daß diejenigen, welche für jene Zwangsanleihe ihr Capital vorgestreckt hatten, vermuthlich Solche seien, in denen sich die schleswig-holsteinische Gesinnung am stärksten ausgebildet habe, es könnte also immer nur heilsam sein, wenn an diesen zum Besten der Aemter und Districte ein Exempel statuirt würde. Daß nun eine Regierung bei so abrupten Uebergängen, wie sie hier vorliegen, mit solchem Verfahren nicht weise handelt, darüber kann es wohl nur eine Stimme geben, daß dieselbe mit ihrem Anfang, in welchem sie die landesherrliche Amnestie über das Vergangene ausspricht und für ihr weiteres Verfahren Versöhnlichkeit in Aussicht stellt, in den grellsten Widerspruch tritt, kann nur von der offenbarsten Parteilichkeit geleugnet werden. Die Sache sollte sich auch noch schlimmer herausstellen, als man es hätte erwarten mögen. Natürlich wurden vermittelst jenes Schlages Unzählige durch den Verlust von vielen Tausenden betroffen, sie mußten sich in diesen Verlust still und stumm ergeben, wie in so vieles Andere und noch Schwerere. Indessen sollte doch offenbar werden, wie tief jenes Verfahren des dänischen Regiments den empfindlichsten und zartesten Punct des Volkslebens, das Rechtsbewußtsein der Gemeinden verletzte. Es wird mir zuverlässig berichtet, daß ein Gläubiger die Repräsentanten des Amtes Gottorf in dieser

Sache gerichtlich in Anspruch genommen habe. Der Fall wurde aber von dem Appellationsgericht in Flensburg, welches bekanntlich nach der dänischen Eroberung für das Herzogthum Schleswig die höchste Instanz bildet, dahin entschieden, daß jene Repräsentanten zu Nichts verbindlich seien und als diese dessenungeachtet darum ansuchten, ob es ihnen nicht gestattet wäre, von den Amtseingesessenen die Beiträge zu der Anleihe einzuheben, um die Creditoren zu befriedigen, ist ihnen diese Bitte abgeschlagen. Man ersieht daraus, daß die Commünerepräsentanten trotz jenes Ministerialerlasses, trotz jener oberrichterlichen Entscheidung ihre Verbindlichkeiten anerkennen und festhalten, ja daß sie das Vertrauen hegen, die einzelnen Eingesessenen werden trotz der von höchster Stelle herab ausgesprochenen Indemnität aus rein moralischen Gründen ihrer eingegangenen Verpflichtung nachkommen. Dabei muß man noch in Anschlag bringen, wie viel Muth und Selbstverleugnung unter den gegenwärtigen Umständen dazu gehört, solche Anschauungen nur auszusprechen, geschweige denn dieselben sogar geltend machen zu wollen. Wie fest gegründet und wie allgemein verbreitet muß die Ueberzeugung von der vollständigen Ordnungs- und Rechtsmäßigkeit jener Thatsache sein, welche das dänische Regiment für eine reine Nullität zu erklären sich erdreistet, wenn so etwas geschehen kann! Und kann wohl überall ein Regiment in einen verderblicheren und tödtlicheren Conflict mit dem innersten Lebensprincip aller bürgerlichen Ordnung gerathen, als er sich hier zu Tage legt? Wäre überhaupt das dänische Regiment in Schleswig nur einiger Besonnenheit fähig, so hätte es, nachdem es nun thatsächlich jene unheilvolle Kluft zwischen seiner eigenen Anschauung und dem Rechtsbewußtsein des ihm untergebenen Volkes erfahren, seine anfängliche Verblendung erkennen und wenn es auch nicht Muth und Kraft besaß, das Verfehlte zu retractiren, doch von allen weiteren Consequenzen seiner grundfalschen Princips abstehen müssen. Davon zeigt sich aber so wenig irgend Etwas, daß wir vielmehr in der Sache, um die es sich hier handelt, eine äußerste und härteste Consequenz dieses Princips vor uns haben. Da die Herren Visitatoren der Propstei

Gottorf von jener Rechtsüberzeugung und Stimmung der Gemeinden in Bezug auf die Gültigkeit der Staatsanleihe durch jenen Vorfall die unmittelbarste Anschauung hatten, so war es ihnen vor allen Anderen nahe gelegt, mindestens vor aller Consequenzmacherei auf diesem gefährlichen Wege zurückzuschrecken. Was nöthigte sie nun, nach 5 Jahren ihres unumschränkten Waltens plötzlich die Juraten wegen jener Summe verantwortlich zu machen? Hat die Commüne ihre Juraten etwa wegen Veruntreuung jener Summe verklagt? Davon ist nicht die Rede; sie kennt so gut wie ich die Treue und Sorgfalt dieser ihrer Vorsteher und weiß zu wohl, daß sie auch damals gewissenhaft gehandelt haben, so daß ich fest überzeugt bin, die St. Michaelis Landgemeinde wird trotzdem, daß das Verfahren des Visitatoriums gegen die Juraten materiell auf ihren Vortheil gerichtet ist, doch in ihren edelsten und besten Mitgliedern sich auf das Empfindlichste verletzt und gekränkt fühlen. Ist es denn etwa die Fürsorge für die Armen, welche die Visitatoren zu dieser unerbittlichen Consequenz getrieben hat? Bisher hat von einer Menschlichkeit dieser Herren für die Noth und das Elend des Volkes noch Nichts verlautet, auch weiß Jeder, der mit der jetzigen Weise der Armenversorgung nur einigermaßen bekannt ist, daß das, was die Armenkasse besitzt, nicht sowohl den Armen gehört als vielmehr lediglich der Commüne zu Gute kommt; diese ist unter allen Umständen und zu jeder Zeit verpflichtet, Alles zu leisten, was ihren Armen nöthig ist und etwas Weiteres sind diese nicht befugt, in Anspruch zu nehmen. Also der Armencommüne fehlt jene Summe und obwohl sie bei ihren geringen Mitteln den Verlust jenes schönen Capitals schmerzlich genug empfinden wird, so wird sie sich in diese Einbuße, wie in so manche andere, als in eine unvermeidliche Nothwendigkeit zu schicken wissen und ihre Armen nach Bedürfniß versorgen, wie sie es immer gethan hat.

Wo steckt denn nun aber schließlich dieses Pudels Kern? In der That, es verbirgt sich wirklich in diesem Ding ein Dämon und zwar ein recht arger, es ist der Geist des unversöhnlichen Hasses und der unersättlichen Rache des dänischen Regimentes gegen alles deutsche Wesen und dessen Farbe. Jenes Geld hat

einem deutschen Zwecke gedient und die Juraten haben es hergegeben für diesen Zweck, freilich nur sehr mittelbar, freilich mit ausdrücklicher Genehmigung ihrer Visitatoren, allein die damaligen Visitatoren kann man nicht mehr fassen, sie sind außerhalb Landes. So faßt man denn die armen Bauern an. Vergebens berufen sie sich auf die so bündige Schuldverpflichtung des großen Amtes Gottorf, dieselbe ist von den obersten Behörden des Herzogthums durchstrichen und nachdem man ihnen auf diese Weise sowohl die Visitatorialgenehmigung als auch die Obligation des Amtes Gottorf zu nichte gemacht hat, müssen sie dastehen als Solche, welche mit eigener Hand leichtsinnigerweise jene Summe aus der Armenkasse der St. Michaelis Landgemeinde in die Hand der schleswig-holsteinischen Statthalterschaft gespielt haben und sollen nun mit Allem, was sie sind und haben, für die Wiedererstattung jener Summe haften. Die logische Consequenz und juristische Begründung jenes Decretes hat allein und lediglich in jenem Geiste des dänischen Fanatismus ihren Anfang und ihr Ende.

Es konnte mir dieser Zusammenhang nicht entgehen, sobald ich den Brief meiner beiden Juraten gelesen hatte und ich mußte mir sofort sagen, daß hier schwerlich mit meinem Rath und Beistand, den sie anriefen, Etwas auszurichten sein würde. Indessen einen Versuch wollte ich doch daran wagen. Ich schrieb an das Hohe Kirchenvisitatorium zu Gottorf und theilte demselben mit, daß ich mich des Herganges bei der bewußten Sache sehr wohl entsinne und den Juraten, welche ich stets als treue Verwalter der Armenkasse befunden hätte, das amtliche Zeugniß ausstellen könne, daß sie jene Verwendung der gedachten Summe auf ausdrückliche Genehmigung des damaligen Kirchenvisitatoriums vorgenommen hätten. Ich erlaubte mir sodann die Bitte hinzuzufügen, die Herren möchten ihre eigene Anschauungen und Erfahrungen von jenen Zeitverhältnissen, unter denen das vermeintliche Versehen geschehen sei, in ihr Gedächtniß zurückrufen, sie würden dann ohne Zweifel die Billigkeit haben, jenes Factum in einem günstigeren Lichte zu erblicken. Sollte auch dann noch eine Verantwortlichkeit bei der Sache übrig bleiben, fuhr ich fort, so würde doch diese nach meiner Mei-

nung lediglich den damaligen Visitatoren zur Last fallen können, nicht aber den Juraten. Und sollte selbst die Anschauung des königlich dänischen Regiments in ihrer strengsten Consequenz sich zu dem Urtheil genöthigt sehen, daß auch in dem Verhalten der Juraten ein politisches Versehen enthalten sei, so müßte doch, wenn anders die durch das landesherrliche Wort verheißene Amnestie eine Wahrheit werden solle, diese nach meinem Dafürhalten in dem vorliegenden Fall eine Anwendung finden. In Berücksichtigung dieser Erwägungen bat ich als gewesener Pastor von St. Michaelis das Hohe Visitatorium, meine ehemaligen Juraten in einer Sache die unter meinen Augen sich begeben hatte und von welcher ich wußte, wie treu und redlich jene in derselben gehandelt hatten, nicht weiter belästigen zu wollen.

Wie ich es freilich nach allem Voraufgehenden kaum anders zu erwarten mir getraut hatte, so geschah es. In diesen Tagen erhalte ich von meinen Juraten die kurze Meldung, es wäre ihnen von dem Kirchenvisitatorium der Bescheid zugegangen, wie es sich durch mein Schreiben nicht bewogen fände, in der Sache Etwas zu ändern, es müßte also bei dem Decret vom 12. Sept. d. J. sein Bewenden behalten, will sagen, die beiden Juraten seien unweigerlich verpflichtet, die Summe von 1320 Thlr. aus eigenen Mitteln aufzubringen; zugleich ward ihnen noch zu verstehen gegeben, daß ein etwaiger Recurs an das Ministerium in Kopenhagen schwerlich einen Erfolg haben würde, was auch ohne diese Andeutung des Visitatoriums jedem der Verhältnisse einigermaßen Kundigen von selbst schon einleuchten wird. Klagen gegen dänische Beamten nimmt der Minister nicht an, nach endlosem persönlichen Suppliciren ward einem Deutschen zu Schleswig die Erlaubniß ertheilt, seinen Kindern zweimal in der Woche privatim Religions-Unterricht in deutscher Sprache geben zu lassen, aller andere Unterricht müßte dänisch bleiben," so lautet es in einer der Verhältnisse kundigen Schrift (s. Ein Stück dänisch-deutscher Geschichte S. 29). Es war mir klar, daß meine Bemühung um diese Sache in Schleswig nunmehr ihr Ende gefunden habe; ich schrieb sofort an meine lieben Bauern, sie möchten sich nunmehr nur ungesäumt

und in stiller Ergebung anschicken, die verlangte Summe aufzubringen und einzuzahlen, ich meinerseits halte mich heilig verpflichtet, ihrer gegenwärtigen Bedrängniß fortwährend in Liebe zu gedenken.

So ist es denn dahin gekommen, daß wie schon Hunderte in Folge jenes dänischen Princips ihre Capitalien, die sie auf eigene Hand und Verantwortung für sonst allgemein gültige Sicherheit dargestreckt hatten, hinterher haben einbüßen müssen, unter Anderen ist mir ein Mann bekannt, der auf diese Weise 28000 Mrk. S.-H. C. verloren hat, nun auch diese beiden Bauern eine für ihre Verhältnisse enorme Summe, welche sie als anvertrautes Gut nach bestem Wissen und Gewissen und nicht unter eigener, sondern ausdrücklich zugesicherter höherer Verantwortlichkeit verwendet haben, jetzt aus ihren eigenen beschränkten Mitteln zu ersetzen gezwungen werden, und in dem ganzen Bereich desjenigen Regimentes, dem sie unterstellt oder vielmehr Preis gegeben sind, ist in dieser Sache weder Recht noch Gnade zu erlangen. Stände diese Sache ganz isolirt, was freilich überall nicht wohl denkbar ist, aber gesetzt, es wäre so, so würde ich mich auch dann nach meinem amtlichen und persönlichen Verhältniß zu derselben für verpflichtet erachten, solcher himmelschreienden Noth meine Stimme zu leihen und mindestens den Versuch zu machen, durch eine Ansprache an deutsche Männer, welche ein Verständniß der Sache haben und des Vermögens sind, jenen bedrängten und alles Schutzes beraubten Juraten einen Ersatz für ihre ihren Rechtssinn eben so kränkende wie ihre Vermögensverhältnisse zerrüttende Einbuße zu verschaffen. Auch jetzt werde ich diesen Versuch auf eine geeignete Weise einzuleiten bedacht sein, aber da diese Sache im engsten und unzertrennlichsten Zusammenhange steht mit einem ganzen Systeme, unter welchem nicht bloß jene beiden Bauern, sondern hundert Tausende des deutschen Volkes ohne Schutz und Aussicht auf Abhülfe leiden und seufzen, scheint mir ein bloßes Bedachtnehmen auf diesen einzelnen Fall und etwaige Abhülfe des durch ihn angerichteten materiellen Schadens durchaus nicht genügend und der Wichtigkeit der Sache entsprechend zu sein. Es kommt hinzu, daß sobald

man diese Sache aus ihren Zusammenhang reißt, der in der Besprechung der schleswig-holsteinischen Angelegenheiten so sehr verbreiteten und so sehr raffinirten Sophistik immer noch ein Ausweg verbleibt, allerlei Entschuldigungen oder gar Rechtfertigungen für das Verfahren der jetzigen legitimen Obrigkeit aufzubringen und andererseits jegliche Einsprache gegen ein solches Verfahren der Behörden auf alle Weise zu verdächtigen. Demnach halte ich es für ein heiliges Gebot derjenigen Stellung, welche ich zu dieser Sache und ihrem Zusammenhang nun einmal habe, und die ich mir, wie sich Jedermann aus diesem meinen nothgedrungenen Worte zur Genüge überzeugen kann, nicht willkürlich und eigenmächtig angemaßt habe, sondern die mir von dem Gott, der meinen Odem bewachet und mein Leben regiert, angewiesen worden ist, in dieser Angelegenheit nach ihrem Sachverhalt und ihrem Grunde eine Appellation an das deutsche Volk zu richten, nach seinen höchsten wie nach seinen niedrigsten Ständen.

Auf die Darlegung des Zusammenhanges, in welcher diese Sache allein ihre ausreichende Erklärung findet, würde es also zunächst ankommen; da aber über diesen Punct bereits so Vieles veröffentlicht worden ist, werde ich mich auf das beschränken, was ich selbst persönlich zu vertreten mir getrauen darf. Das, was mir zuerst über die schleswig-holsteinischen Wirrsale ein Licht anzündete, war die selbstgemachte Wahrnehmung der dänischen Nationaleitelkeit. Alles, was man mir seit Jahren von dänischer Propaganda und dänischen Uebergriffen erzählt hatte, war mir unverständlich geblieben und hatte keinen bleibenden Eindruck auf mich gemacht, bis ich selber in den Fall kam, mein Haus von Dänen besetzt zu sehen und mit dänischen Officieren, die bei mir einquartiert waren und anderen, die jene besuchten, mich in Gespräch über die schleswig-holsteinische Sache einzulassen. In diesen Unterhaltungen bemerkte ich sogleich eine solche maßlose Eitelkeit und Selbstüberhebung, die jede ruhige Erörterung und Verständigung vollkommen ausschloß, so daß ich zu der Annahme genöthigt wurde, diese Verschlossenheit und Verblendung gegen die Anerkennung der unleugbarsten Thatsachen könne als eine individuelle gar nicht begriffen werden, son-

dern müsse in einer nationalen Verstimmtheit ihren letzten Grund haben. Von diesem Augenblicke an ward mir unsere jüngste Vergangenheit und unsere Gegenwart klar und ich sah deutlich, wie es mit unserer Zukunft nach einer solchen Sachlage bestellt sei und Alles, was ich seitdem bei meiner nahen und unmittelbaren Berührung mit diesen Conflicten wahrgenommen habe, hat diesen meinen Grundgedanken bestätigt.

Die dänische Nation ist seit Jahrzehnten von dem Geiste eines wiedererwachten Volksbewußtseins, das sich während des letzten Menschenalters in den verschiedensten Stämmen Europas regt und zwar nach dem Ueberschwang und Schwindel eines falschen Kosmopolitismus um so gewaltsamer, mitergriffen worden und zwar wie es die eigenthümliche Lebhaftigkeit dieses kleinen Volkes mit sich bringt nicht am wenigsten. Es ist dies ganz in der Ordnung und nur gut und löblich, wie auch nicht minder, daß sich dieses Volk, wie es denn wirklich unleugbar einen nicht zu verachtenden Fond geistiger Kraft und Begabung in sich trägt, einer eigenthümlichen Bedeutung und Stellung in der Völkergeschichte bewußt geworden ist. Der natürliche Strom dieser nationalen Richtung führt das dänische Volk nach Osten hin, es ist die skandinavische Sympatie und Union. Und in der That sehen wir eine Zeit lang das dänische Nationalbewußtsein in dieser Strömung und Richtung sich bewegen. Allein dabei war Zweierlei zu überwinden: einmal giebt es mancherlei unangenehme und widerwärtige Reminiscenzen in der Vergangenheit des Verhältnisses zu Norwegen und Schweden, außerdem ist abzusehen, daß bei einer Vereinigung der skandinavischen Reiche Copenhagen nicht füglich mehr, wie vor Alters, den Mittelpunct abgeben könnte. Sollte demnach die skandinavische Strömung wirklich zu einer Macht werden, so war der dänischen Nationalität nach zwei Seiten hin eine Selbstverleugnung auferlegt. Da sich nun längst gezeigt hat, daß die skandinavische Idee in Copenhagen nur noch eine geringe Lebensfähigkeit besitzt, so werden wir nicht irren, wenn wir annehmen, daß sich das dänische Nationalbewußtsein zu jener Buße nicht verstehen will. Es wird uns dieses sicher in Ansehung der Gesundheit dieses Bewußtseins

als ein nicht unbedenkliches Symptom erscheinen müssen. Weiter aber drohte schon seit vielen Jahren in dem dänischen Königshause das Erlöschen der männlichen Linie und die Geschichtsurkunden der letzten Jahre haben es zu Tage gelegt, mit welcher Besorgniß man in Copenhagen dem Eintreten dieses Falles seit lange schon entgegensah. Mit diesem Fall erlosch nämlich die staatsrechtliche Verbindung in welche die deutschen Herzogthümer seit **1460** mit dem Königreiche eingetreten waren. Die göttliche Weltordnung verlangte, daß sich die dänische Nation auf diesen Verlust gefaßt machte und auf denselben einzurichten suchte, gleichwie ein Hauswesen, wenn eine unabwendbare Abnahme seiner Hülfsmittel eintritt, verpflichtet ist, auf seine Selbstbeschränkung Bedacht zu nehmen. Allein je mehr und länger sich das dänische Nationalbewußtsein in die Herrlichkeit seiner Vergangenheit vertiefte und verliebte, desto weniger war es geneigt, sich vor dem Richterspruch dieser göttlichen Weltordnung zu beugen. Es war klar genug, daß der europäische Glanz der Hauptstadt und des ganzen Staatshaushaltes sich unmöglich erhalten konnte, wenn die reiche Quelle der deutschen Provinzen versiegen würde. Nun aber träumte man und schwärmte in den Bildern der großen Zeit der Waldemare. Nach der Convention von Olmütz im November **1850** jubelte man in Copenhagen und Flensburg: nie seit den Tagen Waldemars des Siegers habe Dänemark einen solchen Höhepunct der Macht erklommen (s. Schleswig-Holsteins Gegenwart im März **1854**. S. **41**). Bei solchen fieberhaften Phantasien mußte ganz nothwendig eine äußerst krankhafte Verstimmtheit sich des ganzen dänischen Nationalbewußtseins bemächtigen und zwar mußte diese Verstimmtheit besonders gegen die deutschen Herzogthümer gerichtet sein, und da die drei Cardinalsätze des schleswig-holsteinischen Staatsrechts Nichts sind als die seit Jahrhunderten von den Vätern wohl vorgesehene und festgeordnete Abgrenzung des deutschen Wesens in den Herzogthümern gegen ein etwaiges Uebergreifen des dänischen Volkes, mußte sich jene Verstimmtheit der dänischen Nationalität als Leidenschaft gegen deutsches Wesen und deutsches Volk offenbaren. Hier und in nichts Anderem liegt der Kern der ganzen Sache. Nichts kann

falscher sein, als in unserem Conflict den Gegensatz von Legitimität und Revolution sehen zu wollen. Es war den Dänen natürlich sehr bequem, die Sache von Anfang bis zu Ende so darzustellen und zu behandeln, aber unbegreiflich ist es, daß so manche Deutsche kurzsichtig genug gewesen sind, sich dieses von den Dänen einreden und weiß machen zu lassen. Man gebe sich doch nur einmal die Mühe, nach dem Maßstab der Legalität das Verhalten Dänemarks und der Herzogthümer zu dem Landesherrn vor dem J. 1848 in Vergleich zu bringen; es liegen ja zu diesem Vergleich Thatsachen in Menge vor. Man wird keinen Augenblick in Zweifel bleiben, auf welcher Seite das höhere Maß von Pietät und Anhänglichkeit für das angestammte Herrscherhaus zu finden sei. Man frage doch nur, wo Christian VIII. vor dem offenen Briefe lieber weilte, in Copenhagen oder in Plön. Freilich als die dänische Propaganda den König mit ihren Netzen umsponnen hatte, so daß er sein hohes Amt mehr und mehr mit den Zwecken der dänischen Partei identificirte, mußte allerdings eine Entfremdung der Herzogthümer gegen die individuelle Stellung des Königs eintreten, aber bis auf den heutigen Tag haben die Herzogthümer die gegenwärtige Eingenommenheit des Königs gegen ihre berechtigte Eigenthümlichkeit immer von seiner Person und seinem landesherrlichen Amte unterschieden. Noch jetzt ist es in Schleswig bei den Gräueln der Polizei und Justiz Volkesstimme: „wenn das nur der König wüßte." Zu seinem landesväterlichen Herzen ist freilich nicht mehr hindurchzudringen, seit die Casinorevolution die Selbsthülfe der Verzweifelung gegen ihn aufgeboten hat. Selbst als die Sache schon längst auf des Schwertes Spitze gestellt worden war, hat die provisorische Regierung in den Herzogthümern ihren Titel: im Namen des Landesherrn, dadurch zur Wahrheit gemacht, daß sie das absolute Veto, welches in manchen deutschen Staaten von den Fürsten selbst aufgegeben war, gegen den Beschluß der Landesversammlung als unveräußerliches Attribut der Krone zur Geltung brachte. Nein, nicht der Landesherr, sondern die dänische Nation war der Feind, dessen sich die deutschen Herzogthümer erwehren mußten.

Ein ganz eigenthümlicher Umstand kam nun noch hinzu, der den leidenschaftlichen Gegensatz der Dänen gegen das Deutsche steigerte und verschlimmerte. Dieser eigenthümliche Umstand ruht in der Persönlichkeit und Richtung Grundtwigs und seines theologischen Anhangs. In diesem hochbegabten Manne gewann das dänische Nationalbewußtsein dadurch eine eigenthümliche Gestalt, daß er dasselbe theologisch zu färben und recht eigentlich zu fanatisiren wußte. Nach seiner Anschauung hat das dänische Volk einen hohen religiösen Beruf in der Weltgeschichte, es ist ein auserwähltes Volk, ein „Hjertefolk," ein Volk, in welchem das Herz, das Organ des religiösen Lebens, das Vorwaltende ist. Diese Idiosynkrasie Grundtwigs gewinnt aber dadurch eine leidenschaftliche Richtung, daß dieselbe zugleich eine ausgeprägte Verachtung des deutschen Volkes ist, diese Erhebung des dänischen Volkes geht auf allen Stufen vor sich zur Herabwürdigung des deutschen Volkes. Und was noch schlimmer war, Grundtwig vergaß sich so weit, daß er nach und nach sich mit dem Treiben der dänischen Propaganda identificirte. Schon auf der Skamlingsbank Jahrelang vor dem Ausbruch des feindlichen Conflictes hielt er eine Rede, in welcher er das deutsche Volk einen Packesel schimpfte und seit die Revolution in Copenhagen ihre antideutsche Fahne aufgesteckt hat, spielt er bis auf den heutigen Tag eine hervorragende politische Rolle. Diesem Manne nun ist es vermöge vieler ausgezeichneter Eigenschaften und richtiger Erkenntnisse seit Jahren schon gelungen, eine zahlreiche theologische Schule zu bilden und diese Jünger Grundtwigs sind ihrem Meister auch auf seiner politischen Bahn nachgefolgt und beeifern sich, das Dänenthum eben in seiner neuesten antideutschen Gegensätzlichkeit und Leidenschaftlichkeit zu präconisiren. Man könnte nun zwar sagen, es wäre das ja offenbar dasselbe, was auch der schleswig-holsteinischen Geistlichkeit widerfahren sei, und man könnte dieses nicht loben, wenn man jenes als tadelnswerth darstellen wolle. Für den oberflächlichen Blick scheint in der That Beides dasselbe zu sein; allein wer näher zusieht, dem wird der große Unterschied zwischen beiden Erscheinungen nicht entgehen. Während jene mindestens die Erhal-

tung, am Liebsten die Vergrößerung der Machtstellung Dänemarks ins Auge faßten, war es uns lediglich um Sicherstellung unserer Gemeinden in dem Recht ihrer Sprache und Selbstständigkeit zu thun; jene machten mit den dänischen Eroberungsgelüsten gemeinschaftliche Sache, während wir auf den Schutz unserer gottgeordneten Rechte Bedacht nahmen; während wir in unseren Gemeinden saßen und arbeiteten, habe ich einen Grundtvigianer, der mir früher innig befreundet war, gesehen, gesprochen und zu Tische gehabt, welcher sein Amt verlassend mit der dänischen Armee durch Schleswig einherzog und seinen Stand in dem dänischen Hauptquartier genommen hatte; während wir uns im letzten Grunde auf unser Gewissen beriefen und zu Gott unsere Zuflucht nahmen, habe ich mehr als einmal dänische Theologen auf die Macht und Hülfe Rußlands als den letzten Hort trotzen gehört; während wir jetzt im Leiden um des Gewissens willen unsere Seele in Geduld zu fassen wissen, fahren jene, nachdem sie Alles erreicht, was sie nur wünschen konnten und mehr dazu, in Uebermuth und Gewaltthat einher, quälen entweder selbst die schleswigschen Gemeinden mit ihrem dänischen Christenthum, veröden die Kirchen und verwüsten die Schulen, oder haben kein Herz und Erbarmen für die Gräuel an heiliger Stäte, unter denen die Gläubigen Schleswigs seufzen. Wir haben unserem Volke keine Schmeicheleien gesagt, sondern auch dann, wenn wir von der Landesangelegenheit zu reden hatten, überall den heiligen alle sündliche Leidenschaft abwehrenden und verdammenden Ernst des Evangeliums hineingestellt, jene aber haben die große Verantwortung auf sich geladen, mit einer der offenbarsten Leidenschaftlichkeit des dänischen Nationalbewußtseins nachgebenden und nachgehenden Sirenenstimme den Zauber der gefährlichsten Verführung selbst in die besten und edelsten Gemüther ihres Volkes geleitet zu haben.

Es giebt nicht bloß Sünde und Schuld der Einzelnen, sondern auch Sünde und Schuld der Familien, der Gemeinden, ja ganzer Völker und Länder und kein Einzelner darf sich von einer solchen Gesammtverantwortlichkeit frei sprechen, bis er an seinem Theile in voller Wahrheit sich gereinigt und geläutert hat. Auf dem

angegebenen Wege ist es geschehen, daß das dänische Volk sich in eine solche Gesammt-Sünde und Schuld gegen die deutschen Herzogthümer gestürzt hat und immer tiefer verstrickt. Dieser Gesammtschuld verklage ich das dänische Volk vor Gott und aller Welt und behaupte, daß dieselbe evidenter ist, als dergleichen sonst in der Völkergeschichte leicht vorkommen mag. Damit meine ich natürlich nicht, als ob alle Glieder jenes Volkes gleichmäßig in diese Sünde verstrickt sind, ich bekenne vielmehr mit Freuden, daß mir selber ehrenwerthe, edle und wackere Persönlichkeiten dieser Nationalität bekannt und theuer sind. Aber gerade daran erkenne ich die furchtbare Macht, welche in jener Gesammtschuld liegt, daß ich, worauf vom Anfange unseres unseligen Conflictes an mein sehnlicher Blick gerichtet gewesen, noch nirgend habe wahrnehmen können, daß Jemand inmitten des dänischen Volks den Muth und die Kraft hat gewinnen können, öffentlich ein Zeugniß gegen das offenbarste Uebergreifen der dänischen Leidenschaftlichkeit in dem Verhalten gegen die Herzogthümer abzulegen. Ich will von allem Früheren absehen, ich will mich auf das letzte Stadium dieser Geschichte beschränken, in welchem doch wahrlich in keinem Sinn von eingebildeten oder angemaßten Rechten der Herzogthümer mehr die Rede sein kann, ich will von dem Puncte an ausgehen, da Fürst Felix Schwarzenberg in Dresden erklärte, „jetzt sei die schleswig-holsteinische Sache rein wie Gold.“ Das ist nun doch wohl jedem irgend Unbefangenen unmittelbar einleuchtend, daß jedenfalls von diesem Puncte ab die Dänen in ihrem Verfahren gegen die Herzogthümer viel weiter gehen, als sich gebührt und zwar nicht sowohl in diesem und jenem, sondern in Betreff der heiligsten und unantastbarsten Güter. Läßt sich denn nun, nachdem die Sache so weit gekommen, jenseits der Königsau, oder jenseits der Belte irgend eine Stimme der leidenschaftslosen Besonnenheit, der reinen Kraft und lautern Wahrheit in dieser für das dänische Volk so unberechenbar wichtigen Angelegenheit vernehmen? Das Gegentheil vielmehr liegt mir vor Augen: ich sehe nämlich, daß drei Männer, von denen ich weiß, daß sie eine bessere Erkenntniß besitzen und die eine solche Stelle einnehmen, daß ihre Stimme

von dem gewichtigsten Eindruck sein würde, wider ihr besseres Wissen und Gewissen fortwährend in Stillschweigen beharren. Diese drei Männer sind **Dr.** Rudelbach, Bischof Martensen und Staatsminister von Scheel. Herr **Dr.** Rudelbach wird sich vielleicht noch erinnern, daß wir im Herbst **1844**, während er noch in Glauchau war, mit einander über das Treiben der dänischen Propaganda uns besprachen und daß er aus freien Stücken sein Bedenken gegen dasselbe aussprach, jedenfalls aber weiß er und mit ihm das theologische Publikum, daß er kurz vor dem Ausbruch des offenen Kampfes in einer eigenen Abhandlung gegen die grundtvigsche Vermengung von Christenthum und Nationalität Protest erhob. Nun frage ich ihn, wie es gekommen ist, daß er mit solcher ausgesprochener Ueberzeugung und Erkenntniß in der Osterzeit **1848**, während welcher er in Copenhagen amtlos sich aufhielt, sich weigern konnte, den an einer deutschen Gemeinde in Copenhagen angestellten Pastor Brandis, der wegen der Abwesenheit seines Collegen seinen amtlichen Obliegenheiten nicht zu genügen vermochte, auf sein inständigstes Bitten eine Predigt abzunehmen, ja daß er es über sich gewann, zu erklären, er werde überall keine deutsche Predigt mehr halten. Jüngst hat **Dr.** Rudelbach in Leipzig wiederum bittere Klage geführt über den antideutschen Fanatismus Grundtvigs, aber warum nennt er auch jetzt noch das Kind nicht mit dem rechten Namen? Jene Dinge, über die er sich beschwert, sind bis dahin noch unreife Projecte und werden auch schwerlich eine lebendige Gestalt gewinnen, die Noth der schleswigschen Gemeinden ist aber seit fünf Jahren eine Thatsache, und daß diese Noth lediglich eine Wirkung jenes dänischen Fanatismus ist, weiß Rudelbach so gut, wie Einer von uns. Er nun, der fast zwei Jahrzehnte hindurch mit einem Pastorate und einer Superintendentur im Herzen von Deutschland betraut gewesen, ist jetzt mitten im dänischen Volk ein berufener Vertreter der schwer bedrängten deutschen Gemeinden in Schleswig. Warum aber schweigt **Dr.** Rudelbach still? Er, der um so mehr sich zum Reden und Zeugen verpflichtet achten sollte, da er im Jahre **1851** in unverkennbar dänischer Leidenschaft und Parteilichkeit befangen

uns öffentlich verklagt hat? Nicht minder ist der oberste Bischof des Landes Dr. Martensen verpflichtet, ein offenes Zeugniß in dieser Angelegenheit abzulegen. Wir wissen, daß ihm die schleswigsche Generalsuperintendentur oder Bischofswürde angetragen ist, daß er aber Bedingungen stellte, welche man vom politischen Standpuncte aus nicht gewähren wollte. Schon damals mußte er die Gefährdung der schleswigschen Kirche erkannt haben, und es mußte ihm aufgegangen sein, daß er im Jahre 1849, als er von Copenhagen aus sein offenes Sendschreiben an Nielsen richtete, unsern Standpunct schwerlich richtig gewürdigt hatte. Er ist aber der Sache noch näher getreten, im Sommer 1853 hat er von seiner Vaterstadt Flensburg aus den Zustand der angelnschen Gemeinden kennen gelernt, hat die trostlosen Klagen der Väter und Mütter vernommen. Warum schweigt nun der Mann auf dem hohen seeländischen Bischofsstuhle still, da er doch weiß, daß jene Barbarei Tag für Tag, Sonntag für Sonntag ihren Forgang hat? Meint er etwa als dänischer Reichsbischof für die kirchlichen Dinge in Schleswig keinerlei Verantwortung zu haben? Gegen eine solche Beschränktheit rufen wir seine eigene Ethik und Dogmatik zu Zeugen auf. Wir behaupten, Bischof Martensen ist uns eine öffentliche Erklärung über seine Wahrnehmung in den schleswigschen Kirchenverhältnissen schuldig, er ist sie gleichfalls und noch mehr seinem armen verblendeten Volke schuldig. Warum schweigt Bischof Martensen still? Aber der Herr Staatsminister von Scheel hat doch nicht geschwiegen. Nein, das hat er nicht, sondern er hat in öffentlichen Druckschriften mit den stärksten Ausdrücken seinen Unwillen über das Verfahren des Commissairs v. Tillisch in dem Kirchen- und Schulwesen und in der Justiz-Verwaltung des Herzogthums Schleswig ausgesprochen. Und in der That, dies ist ein vollwichtiges Zeugniß. Herr von Scheel kennt die Verhältnisse des Herzogthums wie nur irgend Einer, Jahre lang ist er Amtmann von Gottorf und Hütten gewesen und zuletzt war er Präsident der schleswig-holsteinischen Regierung. Kann man ihm denn etwa schleswig-holsteinische Parteilichkeit Schuld geben? Der fünfte

Punct in den Beschwerden der ersten schleswig-holsteinischen Versammlung in Rendsburg war die Bitte an den König-Herzog um sofortige Entlassung des Regierungspräsidenten von Scheel. Wahrlich es mußte weit gekommen sein, wenn dieser Mann gegen das dänische Verfahren in Schleswig öffentlich Protest zu erheben sich gedrungen fühlte. Aber nun beachte man die verhängnißvolle Wendung. So lange als Herr von Scheel amtlos in Copenhagen war, hat er seine Stimme erhoben; sobald er aber wiederum in das dänische Staatswesen activ eingetreten ist, seit er Landdrost zu Pinneberg geworden, seit er Minister für Holstein und Minister des Auswärtigen geworden, seit er auf den Höhepunct seiner Macht gestiegen ist, hat auch er sich in tiefes Schweigen über jene Nothstände zurückgezogen; grade dann, als der Zeitpunct gekommen war, in welchem sein Zeugniß zu einer bewegenden Macht werden konnte und mußte, hat er sein früheres Wort zu nichte gemacht. Oder ist etwa seitdem in den schleswigschen Gemeinden eine Besserung eingetreten? O nein! Die Maschine, welche Herr von Tillisch in Bewegung gesetzt, geht seitdem ihren unwandelbaren eisernen Gang fort und kümmert sich nicht darum, wie viele Leiber und Seelen durch ihre Räder zermalmt werden. Ob der Commissair v. Tillisch in Flensburg waltet, oder der Graf Karl v. Moltke, der Freund des Herrn v. Scheel, oder Herr Raslöff als Minister von Copenhagen aus das Herzogthum regiert, es bleibt sich Alles gleich, seit 1850 bestehen jene unheilvollen Zustände in fürchterlich starrer Consequenz. Also auch der Herr v. Scheel hat bei all seiner gegenwärtigen Machtfülle sein besseres Wissen und Gewissen in Stillschweigen gefangen genommen und begraben.

Wird dem Leser nicht unheimlich bei solchem Einblick in den gegenwärtigen Zustand des dänischen Volkes und Reiches zu Muthe? Kann das Schweigen dieser Männer, die zum Reden und Handeln einen unabweisbaren Beruf haben, anders erklärt werden als aus der Macht eines Bannes, der auf dem Ganzen lastet, und dem sich nur Einer entziehen kann, welcher in sicherem Bewußtsein göttlicher Alles überwindender Kraft den Zu-

sammenhang mit der Verblendung und Schuld seines ganzen Volkes zu durchbrechen wagt. Ein solcher Mann ist offenbar im dänischen Volke noch nicht aufgestanden, denn wenn er kommt, wird man ihn bald auch von ferne erkennen können, weil es eben zu einem Aeußersten gekommen ist. Herr Dr. Kirkegaard ist in der jüngsten Zeit mit sehr bittern und scharfen Wahrheiten gegen die dänische Geistlichkeit aufgetreten, es muß sich bald zeigen, ob er den Muth haben wird, den empfindlichsten Punct, die Versündigung der dänischen Theologen und Pastoren gegen die Gemeinden Christi in Schleswig anzutasten.

Wenn es nun aber mit dem dänischen Volke gegenwärtig so bestellt ist, und so lange mir nicht Jemand die angeführten Thatsachen anders zu deuten im Stande ist, bleibe ich bei meiner Behauptung, daß es so ist und nicht anders, dann wird es freilich klar sein müssen, daß hinter all den unzähligen und endlos fortgehenden Kränkungen, Verletzungen, Verfolgungen der Herzogthümer ein finsterer, unheimlicher Dämon des Hasses und der Rache, welcher das dänische Volk unaufhörlich stachelt und treibt, sein Wesen hat. Und wie anders läßt sich der gegenwärtige Zustand der öffentlichen Verhältnisse in den Herzogthümern, diese verhängnißvolle Kette offenbarer Rechtsverletzungen und ausgesuchter Quälereien, in welcher unsere Sache ein einzelnes Glied bildet, wie anders läßt sich die in der Hand der Dänen stehende Gegenwart der deutschen Provinzen begreifen und verstehen? Auch der unverschämteste Verläumder kann nicht behaupten, daß seit Schwarzenberg die schleswig-holsteinische Sache für reines Gold erklärt hat, die Herzogthümer auch nur den mindesten Schein eines politischen Vergehens sich haben zu Schulden kommen lassen: ruhig und entschlossen ergeben sie sich, seitdem ihnen die Hände gebunden sind, in ihr Geschick. Warum aber sind nun dessenungeachtet seit jener Zeit nicht nur alle Gewaltmaßregeln, die der erste Uebermuth angeordnet hat, nicht bloß aufrecht erhalten, sondern werden auch noch immer neue hinzugefügt? Was bedeutet denn die jüngste russische Maßregel gegen die ohnehin schon so sehr zerrüttete Universität Kiel? Was bedeutet der kürzlich

erfolgte Schlag gegen die drei ersten Mitglieder des Oberappellationsgericht in Kiel? Und giebt es etwas Tolleres, alles Volksleben Zerrüttenderes als die neueste Aufzwängung der dänischen Münze, während die Herzogthümer ihren Markt in Hamburg haben und nicht in Copenhagen? Oder ist die Münze etwas Kleines? Jeder Kundige weiß freilich das Gegentheil und unsere Väter wußten wohl was sie thaten, als sie sich ausdrücklich bei der Erwählung des dänischen Königs zum Herzog zuschwören ließen, es solle in den Herzogthümern kein anderes Geld gangbar sein, als welches in Hamburg und Lübeck gültig sei. Allein es sei darum, die Münze soll etwas Geringes sein, wir müssen es selbst zugeben, weil es sich leider um noch unvergleichlich viel wichtigere Dinge handelt. Die Kirche Christi wird doch nicht zu den kleinen Dingen gehören sollen. Nun weiß man längst, daß vielen der frömmsten und besten Gemeinden in Schleswig nicht bloß fremde, verhaßte und verächtliche Pastoren aufgedrungen sind, sondern daß man ihnen auch eine feindliche Sprache als Kirchen- und Schulsprache mit allen Gewaltmitteln aufnöthigt, eine Maßregel, von der mir selbst ein liefländischer Theologe gestand, daß das orthodoxe Rußland gegen die protestantische Kirche der Ostseeprovinzen sich Aehnliches nicht erlaubt habe. Augenzeugen, die in den letzten Jahren Schleswig besucht hatten, haben mir mit dem tiefsten Schmerze versichert, die Kirchen, welche früher die Andächtigen kaum hätten fassen können, ständen jetzt leer. Wie weit diese Sache geht, mag vielleicht aus folgendem Beispiel am deutlichsten erhellen. Der Pastor Hansen in Viöl, einem Kirchdorfe unweit meiner ehemaligen Landgemeinde, war während der provisorischen Zeit ein offener und entschiedener Gegner der schleswig-holsteinischen Sache. Als ihm aber später von dem dänischen Regimente befohlen wurde, in seiner Gemeinde dänische Kirchen- und Schulsprache einzuführen, erklärte er, daß seine Gemeinde diese Sprache nicht verstehe, und er es deshalb mit seinem Gewissen nicht vereinigen könne, diesem Befehle nachzukommen. Er ward darauf suspendirt. Als er nun in einer öffentlichen Schrift über die dänische Kirchentyrannei in Schleswig Klage erhob,

ist er zur Festungsstrafe verurtheilt und wird wohl gegenwärtig diese seine Strafe büßen. Die schleswig-holsteinische Bibelgesellschaft, die in fortwährender segensreicher Thätigkeit stand, ist aufgehoben. Freilich hat das dänische Regiment für die Herzogthümer zwei Bischöfe creirt. Dem Fernstehenden mag dies unverfänglich oder wohl gar löblich erscheinen, wir werden aber dabei unwillkührlich an den Wahlspruch Jakobs I. erinnert: **no Bishop no King**, wo kein Bischof, ist auch kein König. Das neue Bischofsinstitut in den Herzogthümern ist lediglich eine Maßregel der königlich dänischen Politik. Und nach welchem Princip geschieht die Besetzung der Pfarren? Wehe denen, die als Schleswig-Holsteiner verdächtig sind, ihnen hilft keine Auszeichnung an Treue und Tüchtigkeit. Wer aber dem dänischen System ein Compliment macht, wer etwa nach Copenhagen reist oder gar sich dazu versteht, der Gräfin Danner eine Schmeichelei zu sagen, nun freilich dessen Carrière ist gesichert. Wie erbaulich das für die Gemeinden sein mag, läßt sich leicht ermessen. Ich weiß es aus ihrer eigenen Mitte, mit welchem Unwillen und Schmerz sie es empfinden, daß die Kirche Christi, soweit sie vom Staat abhängt, dem dänischen Parteiinteresse dienstbar gemacht worden ist.

Es läßt sich nun leichter nachfühlen als beschreiben, was das Volk namentlich in Schleswig unter einem solchen System fanatisirter Gewalt zu leiden hat. Es mag wohl sein, daß es anderswo noch brutalere und grausamere Mittel der Volksknechtung giebt, obwohl auch hier in unzähligen Fällen die Vexationen bis zu dem empfindlichsten Antasten von Gut und Blut vorschreiten, allein um den ganzen Leidenszustand zu würdigen, muß man bedenken, daß das Rechtsbewußtsein der Herzogthümer gegen die dänischen Uebergriffe durch die Thaten und Leiden der voraufgehenden Jahre, bei welchen jedes Dorf mit Gut und Blut betheiligt war, so unendlich verstärkt und gesteigert ist, es ist so zu sagen durch diese gewaltigen Vorgänge jeder Nerv des nationalen Lebens bloß gelegt, und so werden die kleinsten Quälereien zu Geißelhieben in offene Wunden.

In diesem Zusammenhang einer solchen verhängnißvollen Verkettung will die Sache, von der wir hier handeln, erfaßt und verstanden werden und erst dann wird man ihr ganzes Gewicht fühlen. Doch wozu rede und schreibe ich alles dieses? Die Einen wissen es bereits und die Andern wollen es nicht wissen. Allein wenn man sich in einer inneren Nothwendigkeit zu reden befindet, so kann man sich durch solche Bedenken, die von dem augenblicklichen Zustande der Hörer entnommen werden, nicht irre machen lassen. Indessen wird man vielleicht entgegnen, gesetzt auch, alle Deutschen, selbst bis zu den höchsten Sitzen der Macht würden deinen Klagen willig ihr Ohr leihen, was könnten sie thun? womit könnten sie helfen? Dänemark ist ja ein souveräner Staat und Niemand ist befugt, sich in seine inneren Angelegenheiten einzumischen. Ich bin nun freilich gar nicht in der Stimmung, mich auf das Gebiet der Diplomatie und Politik einzulassen, die Sache, die ich hier verhandle, bewegt mich zu tief und zu innerlich, als daß ich mich sogleich dazu verstehen könnte, anzugeben, durch welcherlei äußerliche Mittel und Wege ihr aufzuhelfen sein möchte, ich bescheide mich auch gerne, nach dieser Seite Niemandem vorgreifen zu wollen.

Indessen da nun doch einmal diese Außenseite der Sache zur Sprache gekommen ist, will ich nur mit wenigen Worten meine unmaßgebliche Meinung sagen, damit man mich nicht von vornherein damit abweise, als habe all mein Klagen kein irgendwie ersichtliches und faßbares Ziel. Ich meine, es giebt doch noch einen deutschen Bundestag, und wenn dieser auch nicht mehr füglich auf seinen Beschluß vom 17. Sept. 1846 zurückgehen kann, so bietet doch das Protocoll vom 29. Juli 1852, in welchem die Voraussetzung eines gerechten und versöhnlichen Geistes von Seiten des dänischen Regiments in der Behandlung des Herzogthums Holstein ausdrücklich ausgesprochen ist, eine gesicherte Handhabe dar, in die gegenwärtigen Zustände dieses Bundeslandes ein Einsehen zu thun, und mir scheint diese Handhabe eine weit solidere Natur zu haben als diejenige, worauf der hohe Bundestag seine neuesten Interventionen in der kurhessischen und hannöverschen

Verfassungsangelegenheit gestützt hat. Allein der Schwerpunct der Klagen, wird man entgegenhalten, liegt ja nicht sowohl in den holsteinischen als in den schleswigschen Zuständen. Das gebe ich willig zu, wenn man zuerst nicht übersehen will, daß auch in der Behandlung der holsteinischen Angelegenheiten für sich von einem gerechten und versöhnlichen Geiste wenig oder vielmehr gar Nichts zu spüren ist. Sodann: ist denn die Behandlung Schleswigs für Holstein ganz gleichgültig? Den gewaltigen Verbindungsstrich der beiden Herzogthümer, der nicht bloß vermöge des uralten Rechts, sondern eben so sehr in Kraft des gegenwärtigen Volkslebens und unmittelbaren Volksbewußtseins seinen unzerstörbaren Bestand behauptet, erkennt zwar der hohe Bundestag nicht an, indessen eine feine Linie, die von Holstein nach Schleswig führt, hat doch auch jetzt noch dieses höchste deutsche Tribunal ziehen zu müssen geglaubt, indem der letzte Beschluß desselben in dieser Sache „eine gebührende Stellung der deutschen Bundeslande Dänemarks zu den übrigen Theilen der Monarchie" in Anspruch nimmt. Allein auch diese Linie mag ausgelöscht werden und die Eider und der schleswig-holsteinische Kanal mag für ein dänisches Meer gelten, so giebt es doch wohl noch eine Verbindungslinie zwischen Copenhagen, wo ein preußischer und östreichischer Minister residiren, zu den angelnschen Bauern und schleswigschen Städten, in welchen nicht bloß deutsche Sprache geredet wird, sondern mindestens eben so viel deutsches Wesen und Leben wohnt, wie in Berlin und Wien, zu geschweigen, daß auf den Kirchhöfen von Schleswig und Flensburg viele frische Gräber von braven Preußen, Hannoveranern, Sachsen und Mecklenburgern zu finden sind. Und soll auch deutsches Wesen und Leben Nichts mehr gelten, so giebt es noch ein europäisches Interesse, für welches in diesem Fall Preußen und Oestreich in Copenhagen ein gewichtiges Wort einzulegen eine unbestrittene Befugniß besitzen. Doch diesen Punct mag ein Gewichtigerer für mich vertreten. In der Sitzung der ersten preußischen Kammer vom 15. Febr. 1851 hat Stahl Folgendes gesprochen: „es besteht ein europäisches Interesse, das geltend zu machen ich mich voll gedrungen fühle, das ist das europäische

Interesse, daß nicht die deutsche Gesinnung revolutionirt werde. Dazu gehört, daß die wirklich begründeten Rechte der Herzogthümer, und daß solche vorhanden sind, hat selbst der König von Dänemark zugestanden, gewahrt werden. Legitime Ansprüche, altverbriefte Gerechtsame, althergebrachte Gerechtsame kann man nicht niedertreten, ohne dem Rechtsgefühle tiefe Wunden zu schlagen, welche zur bösen Zeit aufbrechen und den Leib verderben. Die Unterdrückung der wirklichen Rechte der Herzogthümer würde eine tiefe und anhaltende Verbitterung anrichten, nicht bloß bei der dortigen, sondern bei der ganzen deutschen Bevölkerung, insbesondere bei den Armeen, die mit den Holsteinern gefochten haben. Es ist ein europäisches Interesse, daß die gesunden Theile des europäischen Leibes nicht zu Eiterbeulen revolutionärer Gesinnung werden, und es ist ein europäisches Interesse, daß der heilige Kampf für Recht und Legitimität und Königthum gegen die Revolution nicht das Gepräge erhalte, als wäre es bloß ein Kampf für die Person der Fürsten gegen die Personen der Unterthanen." Was ist alles seitdem gegen dieses europäische Interesse von Dänemark in den Herzogthümern verbrochen worden! Wir haben jüngst erlebt, daß die Stimmen des englischen Volkes Ungebührlichkeiten in Toscana und Neapel, welche die Völker Europas empörten, beseitigt hat; was hier vorliegt, scheint mir weit schlimmer zu sein, als die Verfolgung einzelner Protestanten und das Walten von Mazza, und die Befugniß energischer Einsprache von Berlin und Wien in Copenhagen viel unbestreitbarer und unabweislicher als die der Engländer in Florenz und Neapel.

Indessen es ist mein voller Ernst, daß ich nur gleichsam im Vorübergehen auf diese Bahn hinwinken wollte, das, was mir zunächst am Herzen liegt, ist ganz ein Anderes als Politik und Diplomatie. Daß im Staate Dänemark wohl Etwas faul sein muß, und weit mehr noch als zur Zeit Hamlets, ist uns klar geworden, aber daß in Deutschland Alles gesund sein sollte, daran fehlt auch gar viel. Stände es nur einigermaßen mit dem deutschen Volke, wie es sich gebührt, diese Sache, die mich hier zum Schreiben drängt, könnte in der Welt gar nicht existiren. Darum

wenn ich mich nunmehr zu der Beleuchtung des tiefen Schadens wende, an welchem unser Volk darniederliegt, so will ich nicht etwa über die Moral meiner Sache räsonniren und philosophiren, und meiner eigentlichen Rede ein erbauliches Stück- und Flickwerk anfügen, sondern ich befinde mich mit diesem Theile meines Wortes ganz in derselben inneren Nothwendigkeit, welche mir meine Sache selbst angethan hat, ich kann dem Drange meines Gewissens in dieser Angelegenheit nicht eher genügen, als bis ich auch dieses letzte Wort ausgesprochen habe.

Im Jahre 1850 erschien in der von Rohdenschen Buchhandlung in Lübeck eine kleine Schrift, betitelt: Stimmen aus Deutschland für Schleswig-Holstein von einem Norddeutschen. Wenn ich den Inhalt dieser Schrift mit dem Gegenstand meiner gegenwärtigen Klagen über die Zustände der Herzogthümer zusammenhalte, so geht mir ein Licht auf über Deutschland, dessen Strahlen ich weiter verbreiten möchte. Die bezeichnete Schrift enthält 1. Erklärungen deutscher Ständeversammlungen, 2. Adressen aus Deutschland an Schleswig-Holstein, 3. den Bundestagsbeschluß von 1846, 4. wissenschaftliche Urtheile über das Recht Schleswig-Holsteins, 5. Erklärungen der deutschen Regierungen und der Nationalvertretung nach dem März 1848, 6. Erklärungen deutscher Ständeversammlungen nach dem 10. Juli 1849, 7. Urtheil eines preußischen Officiers über Schleswig-Holstein. Es ist ein tausendstimmiger einmüthiger gewaltiger Chor aus allen Ständen, Stämmen und Gebieten des deutschen Volkes, der ohne irgend einen Mißton in die Weise unseres schönen Nationalliedes einstimmt. Was ist nun aus diesem großartigen Chor geworden? Die Töne sind in die Lüfte verhallt, als hätten niemals Männer hinter ihnen gestanden, als wären sie niemals aus der Brust und dem Munde von Männern hervorgequollen, sondern wären ich weiß nicht woher zu uns herübergeflogen. Man ist freilich sehr bald mit der Entschuldigung und der Rechtfertigung bei der Hand: seitdem die leidige Diplomatie und die selbstsüchtige Dynastenpolitik die Sache in die Hand genommen, war Alles umsonst und verloren. Nun, man wird mir nicht zumuthen, die Schritte der Diplomatie in unserer

Sache gut zu heißen, und hohe gewichtige Fürstenworte für unser Recht deshalb vergessen zu sollen, weil sie nicht bewährt worden sind; da ich mir bewußt bin, aus der Wahrheit zu reden, so geziemt es mir nicht, irgend Etwas, das auf meiner Bahn liegt, verdecken oder bemänteln zu wollen, auch wenn es mißgestaltet ist und unangenehme Empfindungen aufregt. Aber durch jene Einrede lasse ich mich nicht zurückweisen. Denn wenn nach solchen einmüthigen und entschiedenen Worten, nach solchen gewaltigen Kraftäußerungen hinterher das Verstummen, das Ermatten und das Vergessen erfolgt, so muß hier ein Schade sein, der tiefer liegt, als daß man der Diplomatie und Politik alle Verantwortlichkeit zuschieben dürfte. Die Herzogthümer haben die Ungerechtigkeit und Vergewaltigung, unter welcher sie leiden, niemals vorzugsweise auf ihren Fürsten geschoben, sondern das dänische Volk ist es, welches sie verklagen. Gleicherweise ist auch die traurige Verlassenheit, welcher die Herzogthümer nun Preis gegeben sind, nicht die Schuld von diesem oder jenem, sondern der Gesammtheit des deutschen Volkes fällt sie zur Last.

Ihr deutschen Männer, die ihr euer Wort verpfändet aber nicht gelöset habt, wißt Ihr denn nicht von einer Kraft, in welcher Jemand, wenn er Etwas gesagt und gethan hat, keines Haares breit von demselben zurücktritt und sollte auch die ganze Welt wider ihn aufstehen, sondern von dem Puncte, den er einmal in dieser Kraft behauptet hat, geht er nun unaufhaltsam weiter vor? Wißt Ihr nicht, daß wenn dieses auch eine übermenschliche Kraft ist, dieselbe doch Jedem unter uns zu Gebote steht? Die Kraft Christi ist es, die ich meine und diese Kraft ist es, welche wir in Euren vieltausendstimmigen Worten und Thatäußerungen, wie nunmehr der Augenschein lehrt, vermissen müssen. Ihr merkt, ich schicke mich zu einer Predigt an, und in der That nichts Geringeres habe ich im Sinne, als Euch, Ihr enthusiastischen Freunde Schleswig-Holsteins, eine Predigt zu halten und zwar eine scharfe. Ich sehe, Viele von Euch hätten Lust, sich wegzuschleichen, aber ich lasse Keinen los, bis er mich hat ausreden lassen, dann mag er thun, wie ihm zu Muthe sein wird. Zuvor ein Wort zur

Beruhigung: vielleicht haltet Ihr mich nach meiner Ankündigung für einen Jünger der neuen Lehre vom christlichgermanischen Staate; ich bitte Euch, wollet mich nicht mit diesen Predigern einer Umkehr und Buße in Wissenschaft und Politik verwechseln. Ich halte diese Idee für ein Phantom, in welchem weder das Christliche noch das Deutsche rein erfaßt ist, sondern Beides in trüber Mischung durcheinander geht, und ist mir dieses Phantom wesentlich nichts Anderes und Besseres, als die Kanonisirung, welche einige dänische Theologen mit ihrer Nationalität vornehmen, nur daß diese nach ihrer leidenschaftlichen Art mit ihrer Idee mehr ins Leben eingreifen, als es unsere deutschen Theoretiker zu thun pflegen. Was ich im Sinne habe, kann ich vielleicht am besten durch eine Parallele aus der französischen und englischen Geschichte einleiten. Niemand kann verkennen, daß die erste französische Revolution aus vielen gerechten Anläßen und Gründen ihren Ausgang genommen, daß sie nun aber sodann ins Extrem umgeschlagen ist, erscheint mir nicht ihr Hauptfehler zu sein, sondern daß sie sich in ihren treibenden Motiven mehr wie ein physischer denn als ein ethischer Proceß gestaltet hat. Sehen wir auf die Hauptfaktoren, so ist unleugbar viel Einsicht, Tüchtigkeit, Gewandtheit, Tapferkeit und auch guter Wille vorhanden, aber die Grundmacht in diesem Allem, das Gewissen fehlt. So kommt es, daß das Ganze sich gestaltet wie ein Umschlag auf dem physischen Gebiet, der von materiellen Kräften bedingt ist, das widerliche und grausenvolle Extrem eines solchen Rückschlages versteht sich dann von selbst. In Mirabeau zeigt sich, was die Kraft der französischen Revolution vermogte, aber auch wo sie ihre Schranke findet. In ihm ist der Stoff zur gründlichen Erneuerung Frankreichs angelegt, aber er vermag die Aufgabe, die ihm gestellt ist, nicht zu erfüllen, weil, wie er selbst bekennt, die Sünden seiner Jugend ihm nicht vergeben sind. Daß in einzelnen Untergeordneten sich die Stimme des Gewissens vernehmen läßt, wie in Gregoire und Lanjuinais, trägt für das Ganze Nichts aus, weil diese nicht im Stande sind, über das Ganze Macht zu gewinnen. Darin nun, daß in dieser furchtbaren Katastrophe das Gewissen keine

bestimmende und bedingende Macht bildet, scheint mir der letzte Grund zu liegen, daß aus diesem Proceß wohl einzelne Reformen des Staatswesens hervorgehen, aber keinerlei ruhige und gesunde Neubildung des Staatslebens, und so lange diese innerste Grundmacht aller nationalen und politischen Verhältnisse in Frankreich nicht wiederum in ihr Recht eingesetzt sein wird, kann auch auf eine gedeihliche Fortentwickelung dieses Staates nicht gerechnet werden. Darin ist aber zugleich die Antwort angedeutet, warum wir von der englischen Revolution, die eben so wenig vor dem Todesurtheil über ein gesalbtes Haupt zurückbebt, wie die französische, ein so ganz anderes Resultat zu schauen bekommen. Das, was wir in Frankreich so schmerzlich vermissen, tritt in England so stark in den Vordergrund, daß es sich überall mit Händen greifen läßt. Was wollen denn diese gewaltigen Puritaner, diese todesmuthigen Presbyterianer? Sie wollen immer zuerst und vor Allem die Freiheit ihres Glaubens und ihres Bekenntnisses, sie wollen Freiheit und Selbstständigkeit ihrer kirchlichen Gemeindeverfassung und Anerkennung der unantastbaren Krone Christi, sie verlangen Beseitigung der Hierarchie, der Bischöfe und des römischen Götzendienstes. Für diese Güter haben sie nicht bloß die Waffen geführt, sondern haben zu vielen Hunderten mit dem Muthe der freudigsten Märtyrer der ersten christlichen Jahrhunderte dem blutigen grausamsten Tod ins Angesicht geschauet. Diese That des Lebens und dieses Leiden des Todes um des Glaubens und Gewissens willen ist ganz unverkennbar die heilige Saat gewesen, welche, nachdem ihr Vergängliches verwesest ist, den innersten und mächtigsten Halt des brittischen Gemeinwesens in der Gegenwart als eine gedeihliche Frucht gezeitiget hat.

Was folgt nun daraus für Deutschland? Etwa, daß wir auch erst in einer blutigen Revolution unser Gewissen zu bewähren haben? Nach meiner Ueberzeugung sind bei uns die Dinge wesentlich anders angethan. Ich sehe einen friedlichen Weg vor uns, aber freilich keinen müheloseren oder bequemeren, als ihn das englische Volk geführt worden ist, sondern diejenigen, die zur Leitung berufen sind, haben eine noch erntere und tieferliegende Aufgabe,

als wir dort gelöst finden. Der Covenant beruht bei allem lauteren Golde des Glaubens und des Gewissens, welches sich in seiner Gründung und Behauptung bewährt hat, zuletzt doch auf einem Irrthum, in welchem die Aufgabe des Glaubens für das Leben der Völker und Staaten falsch gestellt und darum unabwendbar mit weltlichen Elementen vermischt wird. Das deutsche Volk hat von dem französischen zu lernen, daß das größte Unheil darin besteht, wenn das Gewissen als grundbestimmende Macht aus dem öffentlichen Leben weicht, von dem englischen hat es zu entnehmen, daß das christliche Gewissen, welches für das bürgerliche Gemeinwesen seinen heiligenden Einfluß verwenden will, sich nicht mit dogmatischen und rituellen Satzungen identificiren darf. Das deutsche Volk ist auch vermöge seiner natürlichen Anlage und seiner bisherigen Geschichte ganz dazu ausgerüstet, diese große Aufgabe, die eben so sehr die tiefste und reinste Verinnerlichung und die vollständigste und umfassendste Entfaltung erheischt, zu erfassen und zu lösen. Und darauf und zwar allein darauf beruht alle Bürgschaft für eine deutsche Zukunft, Alles was geringer und bequemer ist, möchte vielleicht für ein anderes Volk eine leidliche Existenz sichern, uns aber bedroht es mit Verderben und Untergang.

Ihr deutschen Männer, die Ihr für Schleswig-Holstein geeifert, und auch wohl noch für das bedrängte Volk eine Empfindung bewahrt habt, wenn sie auch etwas schwach und matt geworden ist, in Euch erkenne ich zugleich diejenigen, die für deutsche Sprache, Wissenschaft und Kunst, für deutsche Ehre, Selbstständigkeit, Recht und Machtstellung begeistert sind und für diese großen Güter ein Jeder an seinem Orte in strengem Dienste arbeitet und sich bewähret. Wenn ich Euch nun sage, daß in diesem Euren ernsten Streben und Bemühen, wie sich dasselbe durchgängig darstellt, noch Eins fehlet und zwar ein sehr Wesentliches und Nothwendiges, so meinet nur nicht als verachte oder unterschätze ich auch nur eines derjenigen Güter, die Ihr pfleget. Es fällt mir gar nicht ein, an Tüchtigkeit und Verdienst den Meisten unter Euch mich auch nur entfernt an die Seite stellen zu wollen, aber in

Begeisterung und Liebe für die großen Güter, denen Ihr dienet, beeifere ich mich Keinem unter Euch zu weichen. In der That ist es auch nichts Anderes, als eben diese Begeisterung und Liebe, was mich zwingt, diese Rede an Euch zu wagen und Euch auf Etwas aufmerksam zu machen, was Ihr mir nicht immer und nicht erst genug zu bedenken scheint. Nicht Euch in Eurem Streben zu unterbrechen oder zu stören, sondern Euch etwas wesentlich Förderndes zu sagen ist meine Absicht. Auch werde ich wohl Keinem unter Euch etwas ganz Neues sagen und Einige werden es schon gemerkt haben, daß das, wohin ich ziele, ihnen nicht bloß etwas sehr Bekanntes, sondern auch sehr Werthes ist. Aber diese werden es mir am wenigsten übel nehmen, daß ich rede, weil sie Nichts mehr wünschen, als daß das, was sie auf das Höchste erfreut, ein Gemeingut Aller werden möchte. Ueberhaupt verschwinden mir bei dieser meiner Betrachtung die Einzelnen als Solche, alles individuelle Sein und Thun bleibt gänzlich an seinem Ort und unangetastet in seinem Werthe, das Allgemeine ist es, was ich ins Auge fasse, das, was den Grundton angiebt, was die Richtung bestimmt, diese große Macht, der alle Einzelne folgen vielfach unbewußt, der aber auch selbst dann die Einzelnen sich nicht ganz entziehen können, wenn in ihrem individuellen Leben ein anderer Grundton und eine andere Richtung vorhanden ist. Wenn ich nun sage, es fehle in den patriotischen und praktischen, in den wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen und Arbeiten für die großen Güter unserer Nation an der Kraft des Christenthums, so meine ich natürlich nicht, als ob es nicht Viele unter den berufenen Pflegern dieser großen Nationalgüter giebt, die Christum kennen und lieben, auch meine ich es nicht so, als ob diese Jünger Christi ihr Heiligthum lediglich für ihr individuelles und familiäres Leben besäßen, als ob sie nicht mehr oder weniger von dem heiligen Feuer jedesmal in die Werkstatt ihres öffentlichen Wirkens hinübernähmen. Aber das ist es, was ich behaupte, es bleibt dieses immer etwas Isolirtes und Particuläres, es bildet sich daraus nicht eine Grundkraft, eine Lebensströmung, die Andere in Begeisterung mit fortrisse und der wiederum Andere fast wider Willen folgen, der end-

lich Niemand sich gänzlich versagen kann; es bildet sich in diesem Sinn und Streben der Einzelnen keine Macht der Sitte, die dem ganzen Gebiete ein eigenthümliches unverkennbares Gepräge verleiht und deshalb will es mir immer scheinen, als ob es bei jenen Einzelnen auch noch nicht bis zu einer völligen und gänzlichen Durchdringung des Innersten ihres individuellen Lebens mit der Sphäre ihres Berufslebens gekommen ist. Ich darf darum diese Behauptung wagen, weil ich der Ueberzeugung lebe, daß das Christenthum eine Kraft ist, die, wo sie einmal Boden faßt, schlechthin Alles und Jedes in ihren heiligen Lebenskreis hineinzieht, und eben darum auch Macht hat, das, was ihr widerstrebt, was sich von ihr nicht ziehen lassen will, als ungöttlich und unheilig auszuscheiden und dem Gerichte seiner eigenen inneren Vernichtung zu überantworten. Nun sehe ich aber auf dem Felde des nationalen Wirkens allerdings wohl die Thätigkeit einzelner christlicher Individuen, daneben aber ein großes neutrales Gebiet, welches, weil es zu den tragenden Persönlichkeiten noch kein bewußtes und ausgesprochenes Verhältniß gefunden hat, weder christlich noch antichristlich ist, ein deutlicher Beweis, daß das Christenthum die Macht seiner Alles bestimmenden Weltkrisis auf diesem Gebiete bei weitem nicht ausgewirkt hat.

Ich merke aber, Ihr verehrten, theuren Männer, daß ich näher zu Euch herantreten muß, denn ich sehe, daß zwei Trugbilder sich zwischen Euch und meine Rede stellen und das Verständniß zwischen uns hindern werden. Wenn ich Euch das Christenthum vorhalte, so werden die Meisten von Euch immer darauf geführt, daß ich irgend ein Ding im Sinne habe, irgend eine Formel, irgend eine Methode des Denkens und des Lebens, irgend eine Anstalt und Einrichtung und Ihr meint sodann, dieses Ding solle sich, wenn auch immerhin vermittelst eines innerlichen Processes, doch als ein solches, als irgend welche Aeußerlichkeit in Euer Streben und Thun hineinsetzen, während Ihr doch die Ueberzeugung hegt, daß das, was Ihr treibet, wofür Ihr begeistert seid, etwas Selbstständiges sei, dem sich schlechterdings von außen her Nichts einsetzen und einfügen lasse, wenn es nicht selber

in seiner Natur und Wesenheit gestört und gehemmt werden solle und eben darum erwehret Ihr Euch der christlichen Rede. In dem, was Ihr über die Selbstständigkeit und die darin liegende Autonomie Eurer verschiedenartigen Bestrebungen sagt, gebe ich Euch vollkommen Recht, nur nicht in dem, was Ihr über das Christenthum denkt und sagt. Das Christenthum ist, wie auch die ursprüngliche Bedeutung seines Namens besagt, das heilige Salböl, welches durch seine ebenso sanfte wie durchdringende Kraft sich in die Leiblichkeit einsenkt, um dieselbe zu erfrischen, zu erfreuen und zu beleben; es ist die göttliche Wundermacht, welche vermöge ihrer ursprünglichen und reinen Gottesnatur, ohne in den Menschen und Dingen auch nur das Kleinste und Geringste von den göttlichen Weltordnungen zu verdrängen, zu verletzen und zu schädigen, sich mit dem innersten Lebensgrunde der Persönlichkeiten zur unauflöslichen und ewigen Gemeinschaft verbinden will, um dieselben fähig und geschickt zu machen, nicht bloß das Wesen der Dinge, mit denen sie zu thun haben, in seinem eigentlichen Grunde zu erkennen, sondern sie auch nach ihrer eigensten Natur immerdar richtig zu behandeln. Ihr seht also, das Christenthum will Euch in keinem Eurer Dinge stören, nur eine kräftige und nöthige Hülfe will es Euch für die richtige Erkenntniß und Behandlung alles dessen, was Ihr treibet, anbieten und gewähren. Doch Ihr meinet einer solchen Hülfe entrathen zu können und dafür berufet Ihr Euch auf das von Euch so sehr geschätzte und geliebte Alterthum, in welchem man doch von einer solchen Hülfe Nichts gewußt habe und dessen ungeachtet sei Alles, worauf Euer Dichten und Trachten gerichtet ist, in solcher Vollendung gewesen, wie es seitdem nirgends wieder erschienen, ja Ihr füget in Eurer Begeisterung für jenes Alterthum wohl hinzu, wenn man die klassische Welt mit der christlichen im Ganzen und Großen in Bezug auf die großen Nationalgüter, auf die es Euch vor Allem ankommt, vergleiche, so könne man wohl auf den Gedanken kommen, das Christenthum sei mehr zu einer Störung als zu einer Förderung dieser großen Angelegenheiten der Menschheit ausgeschlagen und dies ist das zweite Trugbild, welches unsere gegenseitige Verständigung zu hindern droht. In der

Begeisterung für die Größe und Höhe des klassischen Alterthums stimme ich Euch wiederum vollkommen bei, ohne Abzug und Vorbehalt, aber gegen Eure Schlußfolgerung für die Gegenwart habe ich Euch zwei Worte zu sagen: das eine wißt Ihr gut genug, bedenkt es nur nicht, wie es sich gebührt, das andere wird Euch verständlich, wenn Ihr das erste völlig erkannt und beherzigt haben werdet. Ihr habt Recht, eine große und schöne Welt ist die der Griechen und Römer. Aber Geliebte, wo ist sie geblieben, diese Herrlichkeit der alten Welt? Was sagen Euch diese Reste des hellenischen Volkes, die mehr Lust haben am Banditenwesen und Seeräuberei, als Freude an dem Schöngute? Was predigen Euch die Zustände des heutigen Roms, welches einst die Völker das Recht lehrte und wo gegenwärtig 21 Vatermörder auf ihre Verurtheilung warten? Groß und herrlich, stark und gewaltig war der Geist, der das klassische Alterthum geschaffen und gebildet und Ihr habt ganz Recht, es war ein Geist, der aus seinem Naturgrunde alle seine Kräfte und Gebilde erzeugte und übernatürliche Einflüsse haben ihm nicht innegewohnt, aber saget doch, warum hat er bei seiner unvergleichlichen Kraft seine Werke und Gebilde nicht erhalten, warum hat dieser Geist sie einem so entsetzlichen Ruin verfallen lassen? Woher kommt es doch, daß Aeschylos und Aristophanes mit ihren wundervollen Gedichten den Strom des Verderbens nicht aufhalten konnten? Daß Perikles und Demosthenes mit dem Donner ihrer Redegewalt ihr über Alles geliebtes Athen nicht zu retten vermochten? Ja haben nicht vielleicht Socrates und Platon sogar, ohne daß sie es wollten, den Proceß der allgemeinen Auflösung befördern helfen? Was ist es doch, daß die äußerste Selbstverleugnung und Kraftanstrengung von Cato, von Brutus und Cicero dem römischen Gemeinwesen nicht mehr aufzuhelfen vermag und dem Tacitus Nichts mehr übrig läßt, als in unaussprechlicher Wehmuth von der ewigen Roma hinweg nach dem barbarischen Norden seinen Blick zu richten? Je höher Ihr also die fast wunderbare Naturkraft preiset, desto tiefer muß Euch dieser Verfall erschüttern. Aber nicht wahr? an diesem Anblick schweift Euer Auge allzu flüchtig vorüber? Sonst könntet Ihr nicht abermals

auf die Naturkraft bauen wollen. Was meint Ihr wohl, wenn auch alle Eure Ideale sich erfüllen sollten und das ist mehr, als Ihr selbst für möglich haltet, aber gesetzt, es würde Euch einmal so gut, würden wir wohl ein eben so herrliches Athen, ein eben so starkes und mächtiges Rom wieder erlangen? Je besser Ihr das Alterthum kennt, um so gewisser werdet Ihr sagen: nein, jene Macht und Herrlichkeit ist nur einmal möglich gewesen. Aber Ihr Theuersten, wofür seid Ihr denn begeistert? Für eine dürftige Nachbildung und für eine unvollkommene Wiederherstellung jener Ideale, die nur um so jäher zerrinnen werden? Es will Euch unheimlich werden in dieser Welt und es kann Euch wohl begegnen, daß Ihr zur Beruhigung und zum Trost Euch ein wenig zurückwendet zu dem Christenthum und Euch dieses nunmehr denket als eine welterhaltende Macht, der Ihr, wenn nun doch einmal auch die stärkste Naturkraft gebrechlich und vergänglich sei, Eure liebsten Güter und Euer Bemühen um sie anzuvertrauen geneigt wäret. Aber hütet Euch nur, daß Ihr Euch das Christenthum nicht vorstellt als ein gewisses himmlisches Fluidum, welches die Atmosphäre der neuen Welt durchfließe und die bösen verderblichen Mächte, welche dereinst das Schönste und Beste an Volksbildung und Weltgestaltung zerstört haben, von uns fernhalte und abwehre! Das Christenthum ist nicht eine unbestimmte, gestaltlos verschwimmende, unpersönliche Macht in der Welt, sondern es hat überall nur Wahrheit und Macht innerhalb der Persönlichkeiten selbst und nur soweit, als diese wiederum aus ihrem innersten Grunde in die Welt hineinwirken, ist eine Macht des Christenthums innerhalb der Welt vorhanden. Deshalb tritt das Christenthum auch an Euch als Personen heran und hat zu einem Jeden von Euch insonderheit zu reden: es sagt zu einem Jeden unter Euch und dies ist eben mein zweites Wort, welches ich, weil es ein Geheimniß ist, Euch ins Ohr raunen möchte: das Christenthum sagt Euch: „das Ende aller Dinge und aller Zeitläufte ist herbeigekommen und siehe ich mache Alles neu.“ Beides begiebt sich zu gleicher Zeit und hebt von demselben Puncte an, und daran werdet Ihr schon erkennen, daß ich nicht meine, wie Etliche wäh-

nen und sagen, das Erstere, nämlich das Ende der Dinge, habe etwa im Jahre 1848 seinen eigentlichen und rechten Anfang genommen. Die Weltfrist hat zwar auch nach Christus ihren Fortgang und die Astronomen merken keine Veränderung zwischen der alten und der neuen Zeit. Aber die Welt, mit der wir es hier zu thun haben, wird nicht von der Sonne und den Sternen regiert, sondern die Macht des Geistes ist es, welche sie bestimmt und so oder so gestaltet. In diese Welt nun ist durch Christus ein neues Princip des Lebens und der Bewegung gesetzt. Das Alte ist vergangen, die gesammte Natürlichkeit hat ihren Kreislauf vollendet und ihre letzte gewaltige und unvertilgbare Spur ist die große Weltpredigt ihrer eigenen Nichtigkeit und Vergänglichkeit. Die Gestalten und Formen der alten Welt kehren zwar noch wieder in den verschiedensten Analogien und Reproductionen, aber jener Geist der Naivetät und Unbefangenheit, mit welcher der hellenische Mensch diese Gegenwart und Wirklichkeit, dieses Diesseits in seine Arme schloß und darin volles Genüge und Befriedigtsein empfand, ist dahin für immer. Künstlich und gewaltsam läßt sich dieser Geist wohl noch wieder heraufbeschwören, aber wer aufrichtig mit sich umgeht, merkt auch sofort eine Gegenwirkung, welche ihn der frevelen Thorheit seines Sinnes und Unterfangens überführt. Das Christenthum allein deutet diese allgemeine Erfahrung der neuen Zeit mit seinem bestimmten und unwiderruflichen Wort: „das Ende der Zeitläufte ist gekommen.“ Und wer sich bedeuten läßt, höret sodann auch die Kehrseite dieses Wortes: „siehe ich mache Alles neu!“ Alles Alte kann und soll neu werden, denn es ist nicht bloß ein Verderbliches und Vergängliches darin, sondern auch ein Göttliches und Ewiges. Ursprünglich sind doch alle die Herrlichkeiten und Größen der alten Welt, die wir bewundern und anstaunen, in Gottes Willen und Wort gegründet; wie sollten sie denn dem Geschick ewiger Vernichtung anheimgefallen sein? Aber das sind sie auch wirklich nicht, sie konnten nur für die Menschheit keinen Bestand behalten, weil dieselbe aus der Einheit mit dem göttlichen Grunde, der allein alle Dinge trägt, herausgefallen war. Gäbe es also nur ein Mittel, welches uns

wiederum in die Gemeinschaft mit dem göttlichen Weltgrunde versetzen könnte! Ein solches Mittel giebt es freilich nicht, weil jedes Mittel wiederum ein Theil der Welt sein würde, also auch mit der Vergänglichkeit aller Weltdinge behaftet, aber wohl giebt es für uns einen Mittler. Er hängt am Kreuze: freilich für diejenigen Alle, welche die Vergänglichkeit der Welt noch nicht geschmeckt haben oder auch sich dieser bitteren Arznei fortwährend zu erwehren suchen, ein widerliches und verächtliches Bild; denen aber, welchen das Auge für das gekommene Ende und das hereinbrechende Vergehen aller Dinge aufgeschlossen ist, ein unaussprechlich liebes und theures Bild. Denn dieses dürre Kreuz- und Fluchholz ist ihnen der reinste und unwandelbarste Ausdruck all ihrer tiefsten und wahrsten Empfindungen, ein unnachahmliches, unverfälschbares Siegel ihrer selbstgewissesten Gefühle und Gedanken. Aber sie trennen das Holz nicht von dem, der daran hängt, weil sie erkennen, daß er dieses Holz selber erwählet und eben darum mit demselben Eins geworden ist. Eben daraus empfangen sie eine neue Klarheit, denn sie sehen: die Welt, die Menschheit hat den Reinen und Gerechten zum Verbrecher gemacht, darin wird es ihnen vollends aufgedeckt, wo diese Vergänglichkeit der Welt ihren untersten Grund hat, nämlich in der Sünde der Welt, dieses aber nicht anders, als indem sie unter dem schmerzlichsten Wehe ihre eigene Sünde in der Sünde der Welt eingegriffen erkennen und fühlen, denn ihre eigene Gewissensstimme sagt ihnen unüberhörbar, daß sie selber nicht anders stehen zu diesem Heiligen und Gerechten, als jene Juden, die ihn überantworteten und jene Heiden, die ihn ans Kreuz nagelten. Das Kreuz mit dem der an ihm erblaßt ist, wird nun für sie zu einem scharfen Stachel des Todes, es ist nicht mehr ein Bild außer ihnen, es ist ihr eigenes Bild, sie selber fühlen und finden sich demselben Tode überantwortet durch die Sünde der Welt, welche ihre eigene Sünde ist. Aber nicht um im Tode zu bleiben. Denn an dem Kreuze fließt das Blut herab zur Erde, es ist das heilige und unschuldige Blut, in welchem das Leben der Liebe verströmt, nicht um ein Ende zu nehmen, sondern um ohne Schranke und Fessel

der alten Natur und der alten Leiblichkeit mitten in die Erde, diesen alten Leib der Menschheit, den gottmächtigen Anfang eines neuen Lebens zu setzen. Es ist das Blut der Versöhnung zugleich und des neuen ewigen Lebens und in diesem Blute ist das schließliche Ende alles Alten, das vergangen ist, und die göttliche Quelle der Erneuerung alles Alten, das gewesen ist. Wer den Gekreuzigten so anschauet und so aufnimmt, wer ihn für das gelten läßt, was er für Jeden und für die ganze Welt sein will in seinem Tod, der wird daran am sichersten und unmittelbarsten erkennen, woher er gekommen ist und wohin er gegangen ist, was er gewesen ist vor Grundlegung der Welt und was er sein wird in die Ewigkeit der Ewigkeiten.

So tritt das Christenthum an einen Jeden von Euch heran insonderheit, und unweigerlich werdet Ihr irgend einmal in Eurem Sein eine Entscheidung geben müssen auf die Grundfrage, die es Euch stellt. Nehmt Ihr es mir nun übel, daß ich rede zu Euch, wie man jeden Bürger und Bauer von der Kanzel her anredet? Daß ich Euch all Eurer Gaben, Ehren und Verdienste entkleide und lediglich mit Eurer nackten Menschheit handle? Ich kann nicht anders, weil auf diesen innersten Entscheidungspunct für unsere Sache schließlich Alles ankommt. Denn meinet nur nicht, daß ich auch nur einen Augenblick Euren hohen Stand und Beruf vergessen habe. Das Ziel, das Ihr anstrebet, ist mir immer vor Augen gewesen, aber ich sage Euch, Ihr erreicht es nicht, es sei denn, daß Ihr durch die bezeichnete enge Pforte hindurchdringet.

Je mehr Ihr von den hohen Aufgaben und Zwecken, die Euch gesetzt sind, erfüllt seid, desto tiefer und bestimmter fühlt Ihr auch, daß Euer Streben auf Gemeinsamkeit angelegt ist und nur gelingen kann, wenn die nächsten Fachgenossen mit einander Hand in Hand gehen, und die anderen verwandten Kreise bis zu dem äußersten Ring des nationalen Lebens in den Eurigen helfend und fördernd eingreifen, ja Ihr müßt noch weiter hinausblicken, wenn Ihr die Unendlichkeit Eurer Aufgaben ins Auge fassend nahe daran seid, den Muth zu verlieren vor dem Unabsehbaren, Ihr müßt die aufeinanderfolgenden Geschlechter, die nebeneinander woh-

nenden Völker in gegenseitiger Verbundenheit und helfender Gemeinschaft denken. Schon unsere trefflichen Alten erkannten dies und sagten: die Musen seien neidlos und wußten die Werke des freien Geistes in bewunderungswürdiger Weise von dem niederen Getriebe der untergeordneten Thätigkeiten, in welchem die Gegensätzlichkeit nur durch das Band eines äußeren Zwanges zusammengehalten wird, abzusondern. Aber selbst sie erlagen vielfach und schmählich dem Ungeiste der Zerrissenheit und Gegensätzlichkeit in ihren höchsten und besten Bestrebungen. Wie viel leichter und tiefer aber werden nun wir in dieses Verderben verstrickt, da, seit das Ende der Dinge gekommen ist, die Geister des Uebermuthes, des Hasses, des Neides viel ungestümer wüthen? Und welch ein trauriges Schauspiel von Zusammenhangslosigkeit bieten unsere geistigen Arbeiten und Werke dar! Wo giebt es mehr Uebermuth und Neid, wo mehr Haß und Hader als in den Kreisen der Pfleger der Wissenschaften und Künste? Wo giebt es widerlichere und verächtlichere Erscheinungen von Tagelöhnerei und Handlangerei als in den geweihten Werkstäten der Musen? Und sehen wir auf die Bestrebungen innerhalb des praktischen Lebensgebietes, da brauche ich Euch nur an die Erfahrungen der letzten Jahre zu erinnern, in denen sich Norden und Süden, die verschiedenen Stämme und Staaten unseres gemeinsamen Volkes und Landes mit den gehässigsten Leidenschaften einander gegenüberstanden. Woher nun nehmen wir die Kraft, die uns von diesem Banne des Hasses und Neides, von diesem Fluche der unser eigenstes Werk immerdar zerstörenden Gegensätzlichkeit löst? Es giebt keine andere Kraft, als die heilige Kraft Jesu Christi, welche uns von dem Naturgrunde unseres Fleisches, in welchem alle jene bösen Geister hausen, erlöset und uns in das Reich des freien und heiligen Geistes versetzt.

Ferner wissen die Einsichtsvollsten unter Euch, daß alle höheren und edleren Bestrebungen ihren untersten Grund in dem Volksgeiste haben und darum auch nach ihrem Ziel dem Volke zu Gute kommen müssen und eben in dieser Weise und nicht in einer anderen schließlich auch der Menschheit dienen können. Es geht auch gegenwärtig durch alle Wissenschaften, ja durch das ganze

intellectuelle und gebildete Bewußtsein ein ernster Zug und eine erfreuliche Richtung auf das Leben hindurch. Und diejenigen, welche da meinen, der Wissenschaft an sich und der Kunst an sich, abgesehen von allem nationalen Grund und nationalem Ziele dienen zu wollen, dürfen wir als Schwärmer betrachten, die entweder aus Unkunde oder aus Bequemlichkeit nach Traumgestalten haschen. Indessen soll dieser große und göttliche Organismus des Volkslebens das hohe Ziel sein, auf welches alle unsere Erkenntniß und Leistung gerichtet sein soll, wie wir es im Alterthum so schön vorgebildet sehen, so ist das eine sehr ernste und heilige Sache. Es ist uns freilich eine recht geläufige Redensart, daß diese oder jene Gabe, das oder jenes Werk auf dem Altar des Volkes oder Vaterlandes geopfert wird. Die Alten kannten dieses Wort und haben es vollaus gemeint, auch thatsächlich bewiesen, daß sie es so meinten, aber unter uns ist dies Wort eine gelernte Rede, es sei denn, daß Einer durch das Blut Christi von sich selber erlöset und zum Priester Gottes geweihet ist. Nur dieser kann opfern seine Gaben und sich selber, nur dieser ist rein und unantastbar aller Gunstbuhlerei und Eitelkeit bei Hohen und Niederen, nur dieser steht in sich selber und ist sein selbst mächtig, Trotz und Uebermuth hat so wenig Gewalt über ihn wie Erschlaffen und Verzagen, nur dieser ist ein wahrhaftiger Priester des Volkes, bringe er nun eine Lehre der Wissenschaft oder ein Kunstgebilde, pflege er des Rechtes oder leite er das Gemeinwesen, diene er dem Handelsverkehr und den großen Werken der Industrie oder übe er den ursprünglichsten Zweig aller menschlichen Thätigkeit in der Bebauung der Erde.

Es wird Euch nicht entgehen, Ihr Pfleger der höheren Güter und Heiligthümer deutscher Nation, daß diese Grundzüge sich nach allen Seiten des inneren und äußeren Lebens hin weiter ausführen lassen, dieses nun werdet Ihr mir hier gerne erlassen, da ich nunmehr meinen Grundgedanken, auf den es mir nur ankam, dahin zusammenfassen kann: das allein wird das Entscheidende sein, daß die Ueberzeugung, für alle gedeihliche und durchgreifende Betheiligungen an der Pflege der großen Nationalgüter leiste im letzten Grunde nur die Heiligkeit der Persönlichkeiten in dem Geist und

Sinn Jesu Christi die einzige Gewähr, zum vollen und mächtigen Durchbruch komme und eine Macht gewinne, die, wenn ihr auch nicht Alle in persönlicher Durchdrungenheit folgen werden, doch eine allseitige und durchgreifende Erneuerung aller hierher gehörigen Thätigkeiten und Bestrebungen ins Leben rufe. Dann und nur dann werden wir mitten in der vergehenden Welt Werke schaffen, die zwar an äußerem Glanz und mächtiger Großartigkeit den großen klassischen Lebenserscheinungen immer nicht gleich kommen, dafür aber einen Werth in sich schließen, der aller Zeit und Vergänglichkeit trotzt und bestehen wird in Ewigkeit. Und daran allein hängt es, daß das deutsche Volk in eine Entwicklung eingeführt wird, die eine deutsche Zukunft zu heißen verdient, in welcher es einer kleinen Nation an den deutschen Grenzen, und wenn sie auch noch so giftig ist, nicht mehr in den Sinn kommen kann, nur entfernt Aehnliches gegen den deutschen Namen versuchen zu wollen, wie wir oben als geschehene Thatsachen von dem Leiden der nördlichsten Deutschen in der Gegenwart berichtet haben.

Damit ich Euch aber nicht zuletzt doch immer wieder nur Ideen zu predigen scheine und Phantasiebilder zu malen, gestattet es mir, daß ich Euch schließlich aus der Gegenwart und aus der Wirklichkeit zwei Gestalten vorführe, die Ihr recht wohl kennt, aber nicht immer in dem rechten Lichte anschaut, zwei Gestalten, die Euch das als wirkliches Leben vor Augen stellen, was ich ungefähr im Sinne habe. Die Eine dieser Gestalten ist Ernst Moritz Arndt. Ihr kennt diesen unsterblichen Sänger des deutschen Vaterlandes, der deutschen Liebe und des deutschen Hasses, Ihr wißt, wie er in Begeisterung glüht für alles Schöne und Edle, Große und Wahre, aber auch wie streng und fest er alle Herrlichkeit von Kunst und Wissenschaft und was sonst Rühmliches und Bestrebenswerthes genannt werden mag, auf des Volkes Wohlfahrt bezieht und des Vaterlandes Macht, Ihr wißt es, wie diesem untersten Grunde und diesem letzten Ziele alles deutschen Wesens und Lebens der mächtige Strom seiner feurigen Rede und seiner begeisterten Lieder von Anfang bis zu Ende gegolten hat. Von Anfang bis zu Ende. Denn einen langen Lauf hat dieser Strom schon hinter sich und

durch welchen Wechsel und Wandel der Zeitläufte zieht er sich hindurch oder vielmehr hat er sich hindurchgearbeitet, aber immer ist er ein und derselbe geblieben und an jedem Puncte in seiner Selbigkeit klar, durchsichtig und unverkennbar. Wie Mancher, der auch muthig und kräftig seinen Lauf begann, ist nachher ermattet und seine Spur hat sich verloren; Arndts Stimme, des nun fast Neunzigjährigen, klingt nicht bloß heute noch in unsere Gegenwart hinein, sondern hält noch genau in Wort und Lied denselben Grundton, der aus den Zeiten seiner jugendlichsten Begeisterung zu uns herüberbringt. Und ist es ihm etwa leicht und bequem gemacht, diese bewunderungswürdige Einheit und Unwandelbarkeit zu behaupten und mit derselben wie mit einem goldenen Faden die verschiedenen Zeiten und Geschlechter deutscher Nation zu verknüpfen? Ihr wißt doch, daß ihm zwanzig seiner besten Mannesjahre in unfreiwilliger Amtlosigkeit dahingeflossen sind. Wer dürfte sich wundern, wenn ihm von da her eine gewisse Verstimmtheit und Verbitterung oder auch eine gewisse Verzagtheit oder Erschlaffung anhaftete? Aber Nichts von alledem könnt Ihr seiner reinen, klaren und kräftigen Stimme, wie sie sich seitdem oft genug und noch jüngst hat vernehmen lassen, anmerken. Was ist das nun für eine Kraft, die ihn so wunderbar erhält und ihn noch im höchsten Greisenalter unserer Jugend zur Beschämung hinstellt? Wir brauchen nicht zu rathen und zu deuteln, er selber hat es uns in seinen frommen Liedern, so frank und frei, so klar und rein, wie es überall seine Weise ist, gesagt, es ist der Glaube an Jesum Christum, und zwar nicht ein so oder so gefärbter, so oder anders geformter und gestalteter Glaube, sondern der Glaube der Kinder, den der Heiland selbst allen Weisen und Schriftgelehrten zur Demüthigung als Vorbild aufgestellt und gepriesen hat. Die Kraft, welche unseres Arndts Wort so schneidend und blitzend, so lieblich und linde macht, ist der Glaube an das Wort, welches, wie er selbst sagt, gewesen ist vor Zeit und Ort; die Kraft, welche ihm im Alter jugendliche Klarheit, Frische und Stärke gewährt, ist der Glaube an den, welchen er uns als seinen Hort und Meister in folgenden Versen besingt:

Ich habe meinen Meister,
Der Held und König ist,
Es ist der Fürst der Geister
Und heißet Jesus Christ.

Und zwar ist in ihm dieser Glaube nicht Etwas für sich und seine patriotische Tugend und That wiederum Etwas für sich, sondern in ihm sehen wir es recht augenscheinlich, wie diese verborgenste und heiligste Kraft seines Lebens in alle seine Worte und Werke einströmt und übergeht, aber nicht um ihre Naturwahrheit irgendwie zu stören und zu entstellen, sondern um dieselbe wider alle fremde und verderbliche Einflüsse sicher zu stellen und so siegesmächtig zu machen. Hier zeigt sich uns in thatsächlicher Wirklichkeit die heilige Weihe, welche einen reinen Priester schafft, der im heiligen Schmuck allewege tüchtig ist, die ihm verliehenen Gaben auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen.

Dieser individuellen Gestalt möchte ich wagen eine nationale an die Seite zu stellen, nämlich Schleswig-Holstein. Gott weiß es, wie es mich härmt und oft fast verzehrt, daß es in meiner theuren Heimath bei weitem nicht so steht, wie es wohl könnte und sollte, daß namentlich die Flamme des Glaubens an Jesum, den eingeborenen Sohn Gottes, lange nicht so helle brennt und kräftig leuchtet, wie man wohl zu erwarten berechtigt wäre, aber das Edelste und Beste, was sich dort in der jüngsten Zeit gewiesen und bewährt hat, scheint mir auf den Sinn und die Kraft des Glaubens, der in dem Herzen dieses Volkes noch vorhanden ist, zurückgeführt werden zu müssen. Daß Schleswig-Holstein bei seiner Erhebung sich wesentlich mit auf Deutschlands Nachhut verließ, ist gewiß, wird ihm aber auch Niemand verargen dürfen; als es aber sich selbst überlassen war und zwar unter den drohendsten Zeichen des europäischen Horizonts, da hat es sich auf Gott berufen, und das war keine Phrase, und der Name dieses Gottes hieß in den treuesten, tapfersten und muthigsten Herzen Jesus Christus. Und nun nachdem das Volk einer fremden feindlichen Gewalt Preis gegeben ist ohne Aussicht auf Hülfe und Rettung, wie verhält es sich? Ihr höret Nichts von Unruhe

und Unordnung, Nichts von trotziger Widersetzlichkeit. Ist das Volk denn etwa erlahmt und erschlafft? Nein, im Herzen des Volkes lebt das Rechtsbewußtsein heller und stärker, denn je zuvor und es hofft, wo Nichts zu hoffen ist, denn es gedenkt dessen, der im Himmel wohnet und das heimliche Geschrei aller Verlassenen höret und ihre Thränen zählet und der den Trotz des Uebermüthigen und Ungerechten zu brechen weiß, wenn die Stunde seines Zornes gekommen ist. Und wenn ihr nachfragt, wo diese Stimme der Hoffnung sich am bestimmtesten und bewußtesten vernehmen läßt, so sind es diejenigen, die den alleinigen sicheren und geebneten Weg von der Erde zum Himmel kennen, als welchen sich Jesus uns verkündet und gewiesen hat. Merkt Ihr denn nicht auch in unserem so viel gefeierten und so viel geschmäheten Liede die Stimme der wehmuthsvollen Hoffnung, die allein jenseits der Wolken ihren Anker weiß? Spürt ihr denn nicht auch in unserer Sprache, wie sie unser Groth mit so tiefer Sinnigkeit in ihrem Urgrunde erlauscht und mit so hoher Meisterschaft ans Licht gestellt hat, einen keuschen, frommen Grundton?

Und nun ein Wort an Euch, ihr Meister in Israel, die Ihr sitzt auf Moses hohem Stuhle! Wie ich dazu komme, von der bescheidenen Platform meiner geringfügigen schleswigschen Bauernsache her zu Euch hinauf meine Stimme zu erheben, das wird Euch freilich mehr als sonderbar bedünken. Den Meisten von Euch ist der Name Schleswig-Holstein eine historische Notiz; manchem unter Euch enthält dieser Name einen specifisch unangenehmen Beigeschmack von demokratischem und wüstem Wesen; nur Wenige sind es in Eurer Zahl, denen derselbe einen wohlthuenden Klang hat. Indessen nehmt zunächst meine Versicherung an: diese Sache ist es, die ich nicht gemacht habe, sondern die als eine fertige an mich gekommen ist, sie ist es, die mich hier zwingt zu Euch zu reden, sie muß also selber die Hauptverantwortung tragen. Was nun meine Person anbelangt, so begnüge ich mich gern mit einem bescheidenen Plätzchen in Eurer Mitte, mit Freuden trete ich zurück vor der Gelehrsamkeit und Erkenntniß, vor den herrlichen Tugenden, Verdiensten und Würden Eurer Vieler, weiß ich

ja doch auch unter Euch meine theuren und hochverehrten Lehrer, zu deren Füßen ich nicht bloß dereinst gesessen, sondern fortwährend sitze und meine Zuhörer können es bezeugen, daß ich mich ihnen stets dankbar verpflichtet fühle und bekenne. Eben deshalb aber wage ich auch schlechterdings Nichts Euch zu sagen, als was auf einem Gebiete liegt, wo jegliche sowohl niederdrückende wie selbstüberhebende Vergleichung von selbst hinwegfällt, auf dem Gebiete der inneren Erfahrung, wobei es nur darauf ankommt, daß Jeder scharf zusehe, ob es wirklich sein Eigenes und Ursprüngliches sei, dem nichts Fremdes und Angelerntes mehr anhaftet, um in diesem Fall auch sofort gewiß zu sein, daß er das, was er in reiner und göttlicher Weise Eigenes und Ursprüngliches hat, heilig verpflichtet ist, Anderen mitzutheilen und so weit er vermag zum Gemeingut zu machen. Von Kind auf habe ich die heilige Schrift gelernet und was man den Zweifel und Unglauben der neueren Zeit nennt, hat nie in meiner Seele gehaftet, die Untrüglichkeit des geschriebenen Gotteswortes, die ewige Gottheit unseres Heilandes und die Versöhnungskraft seines heiligen Todes ist mir zu keiner Zeit meines Lebens zweifelhaft gewesen. Aber ich hatte mir längst die ganze Theologie angeeignet und in mehreren Zweigen derselben bereits selbstständig gearbeitet, als ich auf einem inneren verborgenen Wege unter schweren und heftigen siebenjährigen Kämpfen Alles und Jedes, was ich wußte, von Neuem lernen mußte. In dieser Zeit habe ich in innerster und selbstgewissester Weise gesehen und gehört, was mir kein Lehrer und kein Buch gesagt hatte noch sagen konnte und von der Zeit an ist es mir eine zwingende Nothwendigkeit geworden, Nichts weder in mir nach außer mir isolirt zu fassen oder zu behandeln, sondern Alles und Jedes, so weit ich es verstehe und zu behandeln mir getrauen darf, stellt sich mir in eines der beiden großen sich entgegengesetzten Reiche, die durch Himmel und Erde gehen und in jedem dieser beiden Reiche hängt mir das Kleinste mit dem Größesten in unlösbarer Lebenseinheit zusammen. Von der Zeit an habe ich erkannt, daß unsere Theologie auf falschen Bahnen wandelt und dieses Licht wird mir von Tage zu Tage heller und durchdringt

mich mit vielem Weh und Schrecken. Soweit mir nun dieses von dem Standpuncte meiner gegenwärtigen Sache klar ist, soll meine Rede an Euch offenbar machen. Ich verlange natürlich nicht, daß Ihr mir um meiner inneren Erlebniß und Erfahrung willen glauben sollt, nein, das was ich sage, muß für sich selbst einstehen und sich selbst bewähren, so weit es das kann; nur das Eine wollte ich Euch dringend bitten, wenn Ihr spüret, daß etwas Wahres und Richtiges in meiner Rede ist, so lasset Euch durch meinen geringen Namen nicht irren und stören, sondern beuget vor der heiligen Majestät der Wahrheit Eure Kniee, wie sichs gebühret.

Daß die alttestamentliche Schrift in allen ihren Momenten und durch und durch auf dem Boden eines Volkslebens ruht, wird Niemandem, der nur einigermaßen sein Auge aufthut, entgehen können. Es ist freilich der Boden des Volkes Gottes, aber Israel hört darum, weil es Gottes ist, so wenig auf ein Volk zu sein, daß es vielmehr eben darum in der Schrift das Volk schlechthin genannt wird, und also auch doch wohl nicht verstanden werden kann, außer wenn man lebendig weiß und fühlt was ein Volk ist. Aber auch die neutestamentliche Geschichte und Schrift kann nicht anders als von dem Boden des heiligen Volkes, welches das Volk schlechthin ist, aufgefaßt und verstanden werden. Zwar tritt hier dieser Boden sehr in den Hintergrund und wird darum auch so leicht übersehen, aber ohne auf den Grund zu dringen ist hier überall Nichts zu verstehen und zu erheben. Nun weiß ich doch nicht, wie man sich die Geschichte unseres Herrn, der mit allen seinen Namen nicht blos auf sein Volk hinweist, sondern recht eigentlich das göttliche und ewige Wesen desselben bezeichnet, deutlich machen will, außer wenn man sie in allen ihren Momenten auf das Volk Israel bezieht. Und um von den zwölf Aposteln zu schweigen, welche schon durch ihre Zahl auf den Grundstamm des Volkes zurückweisen, so wissen wir von Paulus, der sich am weitesten von dem Grund und Boden seines Volkes entfernt, daß der Gedanke seines Volkes seine Seele unaufhörlich mit einem unaussprechlichen Schmerz durchdrang und erfüllte. Ich kann daher in der neutestamentlichen Geschichte und Schrift nichts Anderes erkennen, als

diejenige Erneuerung und Verinnerlichung Israels, durch welche dasselbe befähigt und berufen wird, die Völker der Welt in den heiligen Organismus des Volkes Gottes einzufügen. Denn an die Völker ergeht die evangelische Botschaft Christi (s. Matth. 28, 14), denn völkerweise führt das Menschengeschlecht seit der Flut in den Ländern und Reichen der Erde sein Leben, und völkerweise ist es seit Abraham berufen und völkerweise schaut die letzte Aussicht der heiligen Schrift das Menschengeschlecht in den letzten Tagen seiner Geschichte. Die Einzelnen kommen also nur in Betracht, in wiefern sie vermöge ihrer Sünde mit dem Verderben ihrer Nationalität zusammenhängen und inwiefern sie vermöge ihres Zusammenhanges mit ihrer gottgeschaffenen Nationalität für die Einfügung in das Volk Gottes befähigt sind. Die apostolische Mission hat ihre Aufgabe auch so verstanden und angefaßt und auch die spätere Kirche folgte dieser Spur. Im weiteren Verlauf der Zeit geschah es aber, daß das göttliche und unveräußerliche Recht des Individuums von der Hierarchie, die die Völker und Staaten mit dem Arm des Gesetzes und der Gewalt umspannen wollte, mehr und mehr verkannt und unterdrückt wurde. Die Reformation ist nun die große Wendung, in welcher sich dieses Recht der Individualität auf dem kirchlichen Gebiete zur weltgeschichtlichen Geltung brachte. Luther hat nun zwar in und neben seinem reformatorischen Bewußtsein der christlichen Individualität für die Anschauung und Behandlung des großen Volksorganismus einen sichern und bewundrungswürdigen Tact, aber auf keinen Fall ist diese Seite bei ihm in das Licht seiner Erkenntniß aufgenommen. Anstatt diesen Mangel nun zu ergänzen, haben wir auch noch Luthers Tact verloren und sind einem falschen Individualismus gänzlich anheimgefallen. In der Exegese fehlt es uns an dem großen Grundschema, nach welchem die heilige Geschichte und Schrift angelegt ist, und nachdem alles Einzelne in seiner organischen Zusammengehörigkeit erkannt sein will. Das Beste, was wir leisten, ist ein gewisses Individualisiren und Psychologisiren, dabei werden aber die großen und ewigen Urformen des heiligen Volkes nicht erkannt, geschweige denn, daß sie, worauf zuletzt Alles ankommt,

unserem eigenen Denken fest und unvertilgbar eingeprägt werden. Unsere Dogmatik hat die Aufgabe, den gesammten Bestand des gegenwärtigen Denkprocesses, wie sich derselbe nicht bloß in allen Lebensmomenten der Literatur, sondern auch in der Unmittelbarkeit des Vokslebens auf seinen geistigen Höhepuncten und namentlich in der Sprache darlegt, den gesammten Geistesgehalt der Volksgegenwart zu durchdringen und demnächst namentlich mit Hülfe jener ewigen Grundformen zu bestimmen, was in jenem Bestande der Geistesgegenwart mit dem Glauben der Kirche unverträglich und was diesen Glauben auszudrücken und auszuprägen tauglich sei. Auf diesem Wege allein kann ein Glaubenssystem entstehen, welches eben so sehr alles Ungöttlichen und Unchristlichen, was die Denkgegenwart der Völker bewegt, mächtig ist als auch, was diese Gegenwart an empfänglichen Momenten hat, heiligt und für die Fortentwickelung des Reiches Gottes fruchtbar macht. Dasselbe gilt natürlich von der Aufgabe der Ethik. Um aber dies zu erreichen, dazu ist nöthig ein eben so umfassender und unbefangener, wie scharfer und tiefer Blick für den ganzen Umfang des geistigen Volkslebens der Gegenwart, welcher Blick allein derjenigen Liebe zum Volke gegeben wird, die durch die göttliche Liebe gegen die Welt der Völker geheiligt worden ist. An diesem heiligen Blick der Liebe für die Gegenwart unseres Volkes fehlt es uns aber eben so sehr, wie an dem richtigen Sinn für die Vergangenheit des heiligen Volkes. Daher die unsägliche Abstractheit, Massenhaftigkeit, Unlebendigkeit unserer gesammten theologischen Doctrin. Wir sind doch auch Alle längst darüber einig, daß all unsere Theorie nur da ist für die Praxis, und recht verstanden sollte unsere ganze theoretische Theologie nichts Anderes sein, als die wissenschaftliche Ausrüstung zu der Predigt. Denn diese, die Predigt, ist und bleibt doch das große alleinige Hauptorgan, durch welches die kirchliche Praxis in das Leben der Welt hineingreift. Denkt nur nicht, ich wollte die Theologie pietistisch verkümmern oder methodistisch abrichten, ich verlange im Gegentheil, daß unsere Erkenntnißthätigkeit sich noch weit rüstiger umthun und kräftiger entwickeln muß, als sie es in ihren bisherigen Bahnen thut und zu thun vermag,

aber Alles und Jedes, wovon er nicht die bestimmte Beziehung zu der Totalität des Lebens nachzuweisen vermag, muß der Theologe als aus dem Bereich seines theologischen Erkennens unerbittlich ausgeschieden betrachten. Nur dann wird sich ein inniger und fruchtbarer Zusammenhang zwischen der theologischen Theorie im System und der theologischen Rede in der Predigt herausstellen. Jetzt ist unsere Theorie abstract und die Predigt wird darum nothwendig empirisch. Ist denn die Predigt auch individualistisch? Wie sollte sie anders, da sie nicht anders gelehrt ist? Ja bei ihrem empirischen Charakter trägt sie diesen Ausdruck noch viel offenbarer an ihrer Stirn, während er in den theologischen Disciplinen, die schon wegen ihrer Form auf einen gewissen Zusammenhang angewiesen sind, mehr verdeckt erscheint. Die Predigt, wie sie durchweg beschaffen ist, faßt nur das Individuum ins Auge, und zwar möglichst getrennt und gesondert, sowohl von seinen natürlichen wie von seinen geheiligten Zusammenhängen; sie hat überhaupt ihren eigentlichen ursprünglichen Ton fast ganz verloren. Die meisten Predigten der Gegenwart, soweit sie nicht Schriftauslegung sind und dies überwiegend in atomistischer Weise, sind wesentlich Conventikelreden. Ich frage: wo ist der weltüberwindende Ton, der der Predigt von Christo verheißen ist, der Ton, den Himmel und Erde hören und verstehen, dem kein Gewissen sich entziehen kann, sondern es muß sich entscheiden für oder wider? Was ist das für ein Predigen, welches Jahr aus Jahr ein, ein Menschenalter nach dem andern in die Gemeinden hineintönt, ohne daß eine Entscheidung hervorgerufen wird, ohne daß sich etwas Bestimmtes gestaltet und ordnet, und dann nicht einmal zu sagen weiß, wie es anders und besser werden soll? Und eben darum, weil die Predigt, dieser einzige feste Regulator alles christlichen Denkens und Redens, ihren hohen gewaltigen Gang verlernt hat, so entsteht nun diese heillose geistliche Falschmünzerei, die die heiligsten und prägnantesten Ausdrücke unserer himmlischen Mysterien mit unedlem Metall ausprägt und mit solchen Münzen das Leben der Gegenwart erfüllt, so daß wer das ächte Bild und die wahre Ueberschrift in seinem Herzen trägt, sich oft schämen und entsetzen muß.

Kurz, weil wir unsere Theologie individualistisch verengen und verkümmern, so sind wir der feindlichen Gewalten der Gegenwart nicht mächtig und die empfänglichen Momente, welche dieselbe eben so reichlich in sich schließt, bleiben wegen unserer Kurzsichtigkeit und Trägheit für das Reich unseres Herrn unbenutzt liegen. Während wir uns mit allerlei Einzelnheiten und Fragmenten des Lebens befassen, lassen wir den großen Hauptstrom der Zeitläufte unbeachtet, oder wenn wir einmal in das Große und Ganze eingreifen wollen, so verzerren und verwirren wir nur, weil wir nicht in dem Mittelpunct der Dinge stehen. Wir sind der Gegenwart nicht mehr mächtig und darum greifen wir zu allerlei künstlichen und unreinen Mitteln, um unsere angeerbte Stellung in der Welt zu behaupten und merken nicht, daß wir uns damit selber das Zeugniß unserer Ohnmacht ausstellen und zwar einer bewußten, während wir uns aufraffen sollten, und in die göttlichen Urtiefen unseres Glaubens und unserer Wissenschaft eindringen, um in der Kraft des heiligen Geistes dem tief beschämenden Mangel abzuhelfen.

Aber was dies Alles mit meiner Sache zu thun habe? Ich denke gar nicht wenig, Ihr hochverehrten Männer. Wäre Euer Blick in den Tagen der großen deutschen Unruhe und Bewegung nur nicht von den selbstgemachten Hüllen einer individualistischen Theologie so sehr umflort und umnachtet gewesen, Ihr hättet bald erkennen müssen, daß es in jenen Tagen für Euch große Dinge zu vollbringen galt; Ihr würdet namentlich bald erkannt haben, daß in dem Kampf und Nothstand der Herzogthümer ein deutliches und bestimmtes Zeichen gegeben war, welches Deutschlands Fürsten und Völker an eine heilige und unabweisliche Pflicht gemahnte. Und wenigstens die Fürsten Deutschlands wären damals sehr empfänglich gewesen für ein Wort in dieser Sache von Euren Lippen. Ihr einsichtsvollen und einflußreichen Meister der theologischen Wissenschaft, Ihr begeisterten und gesalbten Verkündiger des Evangeliums, Ihr ließet Eure gekrönten Häupter in der schwierigen Frage mit Eurem Licht im Stich, oder wenn Ihr Rath geben solltet, habt Ihr sie sogar gemißleitet, so daß ich sagen muß, wenn irgend

ein Stand in Deutschland vorzugsweise an dieser traurigen, trostlosen Verlassenheit der Herzogthümer schuldig ist, so ist es der deutsche Theologenstand. Ihr pflegt zwar das, was ich Euch als Pflicht ansinne, gern ein unberufenes und unbefugtes Einmischen in Politik und Diplomatie zu nennen, aber indem Ihr es so nennt, verrathet Ihr nur Euren unklaren und verkehrten Standpunct. Es galt damals eine Entscheidung in einer großen Frage des Gewissens für Fürsten und Völker, und wenn der christliche Theologe in einer solchen Angelegenheit seine Competenz in Abrede zu stellen wagt, so weiß ich wahrlich nicht, womit er seine Existenz in der Welt zu rechtfertigen vermeint. Wenn Ihr die Frage rein und scharf faßtet, wie sie lag, und klar und bestimmt entschiedet, wie es ihre Natur verlangte, so brauchtet Ihr in keiner Weise der praktischen und technischen Ausführung, die allerdings Sache der Politik und Diplomatik ist und bleiben muß, vorzugreifen.

Doch ich muß mit meiner Sache noch näher an Euch herantreten. Wir ehemaligen Geistlichen der Herzogthümer, und insonderheit wir Schleswiger sind von gewichtigen Stimmen aus Eurer Mitte verklagt worden als Priester des Aufruhrs und wir würden diese Anklage auch dann nicht vergessen haben, wenn wir auch nicht, was wirklich der Fall, die Nachwirkung dieser öffentlichen Anklage allenthalben, wo wir stehen und wirken, noch heute in empfindlichster Weise zu spüren bekämen. Wir haben uns damals sofort alle Mühe gegeben, unser Verhalten, welches allerdings von ferne angesehen zu manchen falschen Auffassungen Anlaß geben konnte, in das rechte Licht zu stellen. Indessen das Vorurtheil gegen uns war zu mächtig, es gelang uns nicht, unsere Verkläger zu einer ruhigen Erörterung der Sache zu bringen, die von uns vorgebrachten Gründe und geltend gemachten Thatsachen wurden von dem Forum eines ganz entgegengesetzten Standpunctes unverhört abgewiesen und die entschiedene Verurtheilung unseres Verhaltens wurde als von dem Standpuncte der heiligen Schrift und des christlichen Glaubens gefordert aufrecht erhalten. Es ist seitdem Manches anders geworden und dies und jenes mag sich

aufgeklärt haben, allein, daß jenes Urtheil über unser damaliges Thun noch gegenwärtig festgehalten wird, müssen wir immer noch aufs Neue wiederum vernehmen. Ich habe dabei vornämlich zwei sehr einflußreiche Organe der deutschen Christenheit im Auge, die evangelische Kirchenzeitung und die neue preußische Zeitung, welche sich unter dem Zeichen des heiligen Kreuzes am liebsten als die Zeitstimme der specifisch christlichen Politik und Weltanschauung geltend zu machen sucht. Beide Zeitungen haben sich unserer vaterländischen Sache von Anfang an sehr ungünstig gezeigt und am entschiedensten über das Benehmen der schleswig-holsteinischen Geistlichen in dieser Sache abgeurtheilt und zwar unter Vorhaltung der christlichen Glaubens- und Lebens-Regel; beide haben aber auch noch ganz kürzlich uns gezeigt, daß sie noch jetzt bei ihrem ersten Verwerfungsurtheil beharren. Die evangelische Kirchenzeitung erklärte unlängst wiederum: „der Aufstand in Schleswig-Holstein entbehrte eines jeden auch nur scheinbaren Vorwandes aus heiliger Schrift", und die Kreuzzeitung, als sie neulich einen Artikel über die Nothstände der schleswigschen Gemeinden aus einem andern Blatte mittheilte, fand sich gedrungen hinzuzufügen, daß sie ungeachtet solcher Zustände in Schleswig doch an ihrem Urtheil über den Aufstand festhalte. Daß nun beide Erklärungen vornämlich uns, die geistlichen Verfechter und Vorkämpfer jenes Aufstandes, treffen, liegt wohl am Tage, die erstere ist ja auch offenbar mit bewußter Rücksicht auf uns geschrieben. Da ich es nun abermals wage, mich dieser verurtheilten Sache als ehemaliger schleswigscher Pastor und gegenwärtiger Professor der Theologie öffentlich anzunehmen, so darf ich auch jenen Erklärungen gegenüber nicht still schweigen, ich will aber diese Sache da aufnehmen, wo sie gegenwärtig liegt, und da habe ich mit diesen beiden christlichen Blättern zwei ernste Worte zu reden.

Beide Blätter haben zu verschiedenen Malen eingeräumt, daß die jetzigen Zustände in Schleswig vor allem die kirchlichen unerträglich seien und himmelschreiend, und Hengstenberg ist so weit gegangen zu erklären, daß er den jetzigen Predigern in Schleswig das Recht des Widerstandes gegen das gewaltsame Verfahren

des dänischen Regiments in der Kirchen- und Schulsprache der deutschen Gemeinden zugestehe. Aber wie, Ihr hochverehrten Männer? wenn wir nun dies Alles schon 1848 und 1849 mit zweifelloser Gewißheit hereinbrechen sahen? Und daß wir vor Allem auf diese feindliche Antastung der heiligsten Güter unserer Gemeinden unseren Blick gerichtet hielten, können wir ja mit unseren damaligen öffentlichen Kundgebungen beweisen. Warum habt Ihr uns damals ohne allen Grund, wie Ihr doch nun gestehen müßt, Glauben und Vertrauen versagt? Hättet Ihr denn nicht damals, als die Abwendung noch eine Möglichkeit war, auf unsere Seite treten und Euch unsere und unserer Gemeinden Noth zu Herzen gehen lassen müssen? Aber Ihr fürchtetet hinter unserem Widerstande ein falsches und gefährliches Princip und wolltet nicht Euer vermeintlich wahres und sicheres Princip aus einem vielleicht pflichtmäßigen Mitleiden mit unserer großen Noth und Gefahr Preis geben. Ich muß gestehen, daß ein solches principmäßiges Verhalten, welches sich vor einem rückhaltslosen Eingehen in das Thatsächliche ängstlich verschließt, mir etwas bedenklich und nicht recht christlich erscheinen will. Und so, dünkt mich, steht Ihr noch gegenwärtig, da Ihr die Noth unserer Gemeinden, welche wir abwehren wollten, als vorhanden erkennen und bekennen müßt. Auch jetzt, scheint mir, möget und wollet Ihr Euch nicht ganz und völlig in das Gefühl dieser Noth verlassener und bedrängter deutscher Gemeinden hineinbegeben, weil Ihr ängstlich seid, Eurem Princip Etwas zu vergeben. Ich sehe sonst nicht ein, warum Ihr diese Sache so wenig ernstlich besprecht und immer wieder fallen lasset, da Ihr Euch doch Eures großen weitreichenden Einflusses sehr wohl bewußt seid.

Indessen über diesen principiellen Gegensatz selbst zwischen Euch und uns habe ich Euch noch ein Wort zu sagen und da muß ich etwas fester auftreten. Ihr meint also und erklärt öffentlich, wir hätten damals einem ungöttlichen Princip, dem Princip des Aufstandes und der Revolution gedient und wären so verblendet gewesen, dieses unser Thun mit der heiligen Schrift zu vertheidigen. Laßt uns einmal ruhig untersuchen, was das unter

Christen besagen will; ich denke nämlich, daß Ihr es wenigstens Einigen unter uns zugesteht, daß sie Christum erkannt hatten, ehe sie ihre Stimme für den schleswig-holsteinischen Aufstand erhoben. Nun wissen wir wohl, daß auch Christen sündigen können, sehr schwer sündigen können, ja es steht ihnen frei aus der Gnade zu fallen und wir sind weit entfernt, für uns ein Privilegium in Anspruch nehmen zu wollen. Also die Möglichkeit, daß Ihr mit Eurem Urtheil über uns Recht habt, geben wir vollaus zu, wir müssen uns nur klar machen, was in diesem Urtheil, seine Richtigkeit vorausgesetzt, enthalten ist. Wie kommt also ein Christ zum Sündigen? Es ist allerdings ein täglicher Vorgang und bei dieser Häufigkeit gewöhnen wir uns nur zu leicht, den großen erschütternden Ernst, der in der kleinsten Sünde eines Christen liegt, zu übersehen; und doch sollte es uns bei dem geringsten Vergehen immer lebendig und gegenwärtig sein, wie viel es sagen will, daß Einer, der aus Gott geboren ist, in welchem der Same des heiligen Geistes bleibend wohnt, einem fremden widergöttlichen Willen sich unterthan macht. Allein wie sehr steigert sich dies, wenn es sich nicht handelt um irgend einen täglichen Vorfall, der aus dem oft etwas unklaren Drange des gewöhnlichen Lebens seinen Ursprung hat, sondern um ein bewußtes öffentliches Thun, und wenn dieses Thun nun gar ein amtliches ist und zwar ein pfarramtliches, welches ausdrücklich mit Gründen heiliger Schrift sich vertheidigt und schmückt, so weiß ich nicht, ob die Sünde eines Christen überall in scheußlicherer Gestalt erscheinen könne. Und eben dies wäre unser Fall: anstatt mit unseren heiligen Waffen dem gottlosen Gräuel der Revolution muthig und getrost entgegenzutreten, was unser geistliches Amt von uns erheischte, hätten wir das uns anvertraute Rüstzeug Gottes gemißbraucht, um jene Sünde unseres Volkes zu stärken und an unserem Theile unheilbar zu machen, und diesen Frevel und Raub am Heiligthum Gottes hätte nicht nur dieser und jener von uns begangen, sondern eine Schaar von 400 Pastoren. Freilich läßt man uns die Entschuldigung angedeihen, daß jene Zeiten für uns eine große Aufregung mit sich geführt hätten und es in solcher allgemeinen Unruhe wohl leicht

geschehen könne, daß auch der Beste fehlgreife. Ja, handelte es sich um ein unüberlegtes Wort, oder um eine einzelne unbesonnene That oder auch um einen unklaren Zustand während eines drangvollen und sturmbewegten Tages, aber da es ein amtliches Verhalten ist, in welchem wir viele Monate beharret sind, so hilft uns jene Entschuldigung zu Nichts. Denn wie unrein muß unsere Seele erst geworden sein, wenn äußerliche Verhältnisse, über welche jedem Christen sein Glaube Klarheit und Sieg verleiht, eine solche entsetzliche Finsterniß über uns gebracht haben! Allein wir wollen uns einmal beugen unter die Annahme einer solchen Möglichkeit; wir fragen also, was muß nun weiter aus uns werden, wenn wir wirklich mit einander in einen solchen Fallstrick des Argen gerathen sind? Darüber sind wir doch unter uns einig, daß eine jede Sünde, auch die unbewußte, einen Schatten in der Seele zurückläßt, der sich so lange verfinstert, bis das Gewissen ihn merkt, und darauf die Sünde als erkannt, bereuet und vergeben von der Macht des Glaubens aus dem Heiligthum des inneren Lebens hinausgeworfen wird. Wie entsetzlich aber ist der Zustand dessen, der im klaren bewußten Thun das Heiligste, was es auf Erden giebt, gemißbraucht hat, der Eid, Predigtamt, heilige Schrift zum Dienste einer großen offenen Sünde verwendet hat! Der liegt in dem Banne einer höllischen Verblendung und Verführung verstrickt, und was er denkt, redet und thut, steht Alles unter der Macht dieses Bannes, er mag sich wenden und winden, wie er will, sein Fuß ist gefangen von den Stricken Belials, so lange bis er durch ein eben so offenkundiges Thun, wie jener sein Frevel gewesen ist, bewiesen hat, daß er in dem tiefsten Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit, die auch für Abtrünnige noch Gnade hat, wenn gleich eine sehr bestimmt geordnete, wiederum gereinigt und geheiligt worden ist. Da nun so viel ich weiß, kein Einziger von uns eine solche Lösung von seinem Banne aufgewiesen hat, so müssen wir, wenn Eure Voraussetzung Bestand behalten soll, noch allesammt bis auf den heutigen Tag uns in der bezeichneten Lage befinden, und um so mehr müßt Ihr uns als Solche ansehen, da wir Eure Aufforderung zur Buße stets von uns abgewiesen haben.

Wenn Ihr also jetzt Euer früheres Urtheil über unser Thun immer noch aufrecht haltet, so befaßt dasselbe jetzt noch weit mehr als damals in sich, Ihr müßt aber auch deshalb offenbar mehr thun, als Eure Anklage lediglich wiederholen. Die Meisten und Schlimmsten von uns sind jetzt in andere Bahnen gewiesen und Eurem Gesichtskreise weit näher gerückt: aus der Unruhe jener Stürme sind sie in ruhiges ebenes Geleise amtlichen Wirkens unter festgeordneten Verhältnissen versetzt, und da sie sich nicht in irgend einem Winkel versteckt haben, sondern ihr Leben und Wirken in dem Lichte der Oeffentlichkeit führen, so kann es den Redactionen der evangelischen Kirchenzeitung und der neuen preußischen Zeitung gar nicht schwer fallen, eine solche Kunde von uns zu gewinnen, die sichere Anhaltspuncte gewährt für die Entscheidung, ob ihre Voraussetzung über uns richtig ist oder nicht. Und wäre die Sache auch weit schwieriger, als sie ist, wir würden doch darauf bestehen müssen, daß unsere Verkläger unser gegenwärtiges Leben und Verhalten in dem Lichte ihrer Beschuldigung zu beobachten und zu beurtheilen haben; wir verlangen dies von ihnen als einen Dienst, den sie dem Reiche Christi schuldig sind. Wenn Ihr Recht habt in Eurer Anklage, wahrlich dann müssen die Schatten jener Verfinsterung, in welcher wir gewandelt sind, in unserem gegenwärtigen Leben furchtbar und handgreiflich hervortreten; wir haben sie noch immer nicht merken können, also müßt Ihr sie uns zeigen. Wir wollen es Euch jetzt gerne erlassen, mit uns den Weg unserer Rechtsbeweise, die in ferne und entlegene Verhältnisse zurückgehen und auf welchem Weg Ihr uns niemals habt folgen wollen, zu betreten, haltet Euch also an unsere unmittelbare Gegenwart und lasset diese, wenn Ihr könnt, wider uns zeugen. Das aber wollen wir uns ein für allemal verbeten haben, daß Ihr nur immer Euer Urtheil auch jetzt noch einfach wiederholet; damit zeigt Ihr nur, daß Ihr entweder die eigentliche Schwere Eures eigenen Urtheiles gar nicht fühlet, also nicht recht wisset, was Ihr thut, oder es nicht mehr wagt, Euer Urtheil in ganzer Strenge zu vertreten. Auch das lassen wir in keiner Weise gelten, daß Ihr etwa sagt: es zeige sich im Allge-

meinen, daß wir ordentliche und brauchbare Leute seien, nur in jenem Puncte hätten wir gesündigt; denn Ihr müßt gestehen, daß eine solche Rede leichtsinnig wäre und unchristlich. „Kann man auch Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln?" Also nachdem Ihr uns in jener Sache so schwer und so laut beschuldigt habt, bleibt Euch nur Eins von Beiden übrig: entweder Ihr müßt uns aus unserer Gegenwart den Zusammenhang mit jenem angeblichen Frevel offenkundig darlegen, oder wenn Ihr das nicht vermöget, wenn Ihr andere Zeichen in unserer Gegenwart wahrnehmet, als Ihr nach Eurer Voraussetzung nothwendig erwarten müßt, so müßt Ihr daraus erkennen, daß wir auch nicht diejenigen können gewesen sein, als welche Ihr uns bei der Gemeinde Christi verklagt habt; dann aber seid Ihr uns auch eine Abbitte schuldig, die eben so laut und öffentlich ist, wie Eure Anklage gewesen ist. Es steht demnach so zwischen Euch und uns: Ihr seid, weil Ihr einmal ein so hartes Wort über uns gesprochen, heilig verpflichtet, uns nicht mehr aus den Augen zu lassen, und wir geloben, daß wir auch von Euch nicht loslassen werden. In dieser gegenwärtigen Schwankung und Schwebe kann und darf die Sache nicht bleiben, sondern während wir „noch mit einander auf dem Wege sind," muß sie nach der einen oder anderen Seite ins Reine und Klare gebracht werden. Nachdem Ihr es einmal gewagt habt, ein so furchtbares Urtheil über uns zu fällen, giebt es zwischen Euch und uns in dieser Sache kein Mittleres mehr: entweder in Eurem Sinne oder auch in dem unsrigen muß es klar und offenbar werden, was geschrieben stehet: „Recht muß doch Recht bleiben und dem werden alle frommen Herzen zufallen," die Entscheidung steht aber eben so wenig bei Euch wie bei uns, sondern bei der Gemeinde Christi, „welche die Feste und Säule der Wahrheit" ist, weil in ihr derjenige zu aller Zeit lebt und waltet, der die persönliche Wahrheit selber ist.

Druck von M. Bruhn in Braunschweig.

[illegible] Licht [illegible] wenn Ihr nicht geblieben [illegible] leidenschaftliche „[illegible] Bogen von der [illegible] so schwer als [illegible] den Boden [illegible] Gegenwart den [illegible] einseitig beilegen, oder wenn [illegible] die sichere Zeichen in unserer Ge- [illegible] Eurer Voraussetzung entgegen [illegible], so wollt Ihr daraus erkennen, daß wir auch [illegible] sind, als welche Ihr uns bei der [illegible] habt. Dann aber seid Ihr uns auch eine [illegible] wie Eure An- lage [illegible]. Es steht demnach so zwischen Euch und uns: Ihr [illegible], weil Ihr einmal ein so hartes Wort über uns gesprochen, [illegible], uns nicht mehr aus den Augen zu lassen, und wir [illegible], daß wir auch von Euch nicht losgelassen werden. In dieser gegenwärtigen Schwankung und Schwebe kann und darf die Sache [illegible] einander auf [illegible] Seite ins Reine und Klare gebracht werden. Nachdem Ihr es einmal gewagt habt, ein so furchtbares Urtheil über uns zu fällen, giebt es zwischen Euch und uns in dieser Sache kein Mittleres mehr: entweder in Eurem Sinne oder auch in dem unsrigen muß es hier noch offenbar werden, was geschrieben stehet: „Recht muß doch Recht bleiben und dem werden alle frommen Herzen zufallen.“ Die Entscheidung steht aber eben so wenig bei Euch wie bei uns, sondern bei der Gemeinde [illegible], welche die Feste und Säule der Wahrheit ist, weil in ihr [illegible] zu aller Zeit lebt und waltet, der die persönliche Wahrheit selbst ist.

Druck von M. [illegible] in Braunschweig.

[illegible] und [illegible] kann [illegible] wenn Ihr nicht [illegible] ausdrückliche „[illegible] Zeugen von der [illegible] Seiten übrig [illegible] Gegenwart der [illegible] vollständig vorlegen, oder wenn [illegible] andere Zeichen in anderer Ge-[illegible] Eurer Befriedigung [illegible] Ihr daraus erkennen, daß wir auch [illegible] als welche Ihr uns bei der [illegible] dann aber seid Ihr uns auch eine [illegible] wie Eure Be-[illegible]. Es steht demnach so zwischen Euch und uns: Ihr [illegible], weil Ihr einmal ein so hartes Wort über uns gesprochen, [illegible], uns nicht mehr aus den Augen zu lassen, und wir gelobten, daß wir auch von Euch nicht loslassen werden. In dieser gegenwärtigen Schwankung und Schwebe kann und darf die [illegible] einander auf [illegible] Seite ins Reine und Klare gebracht werden. Nachdem Ihr es einmal gewagt habt, ein so furchtbares Urtheil über uns zu fällen, giebt es zwischen Euch und uns in dieser Sache kein Mittleres mehr: entweder in Eurem Sinne oder auch in dem unsrigen muß es [illegible] offenbar werden, was geschrieben stehet: „Recht muß doch Recht bleiben und dem werden alle frommen Herzen zufallen.“ Die Entscheidung steht aber [illegible] so wenig bei Euch wie bei uns, sondern bei der Gemeinde [illegible], welche die Feste und Säule der Wahrheit“ ist, weil in ihr [illegible] zu aller Zeit lebt und waltet, der die persönliche Wahrheit [illegible].

Druck von [illegible] in Braunschweig.

Forster Burde.

[illegible] Last sein, [illegible] wenn Ihr nicht [illegible] unabsichtlich. „[illegible] Bogen von [illegible] schwer [illegible] den Zeiten übrig [illegible] Gegenwart den [illegible] einfältig vorlegen, oder wenn [illegible] andere Zeichen in unserer Ge[illegible] Eurer Veranlassung [illegible] Ihr daraus erkennen, daß wir auch [illegible] als welche Ihr uns bei der [illegible] habt: dann aber seid Ihr uns auch eine [illegible] Eure [illegible] Es steht demnach so zwischen Euch und uns: Ihr [illegible] ein so hartes Wort über uns gesprochen, [illegible] uns nicht mehr aus den Augen zu lassen, und [illegible], daß wir auch von Euch nicht loslassen werden. In dieser gegenwärtigen Schwankung und Schwebe kann und darf die Sache nicht bleiben, sondern [illegible] einander auf [illegible] Seite ins Reine und Klare gebracht werden. Nachdem Ihr es einmal gewagt habt, ein so furchtbares Urtheil über uns zu fällen, giebt es zwischen Euch und uns in dieser Sache kein Mittleres mehr: entweder in Eurem Sinne oder auch in dem unsrigen muß es [illegible] offenbar werden, was geschrieben stehet: „Recht muß doch Recht bleiben und dem werden alle frommen Herzen zufallen." Die Entscheidung steht aber eben so wenig bei Euch wie bei uns, sondern bei der Gemeinde [illegible], „welche die Feste und Säule der Wahrheit" ist, weil in ihr [illegible] zu aller Zeit lebt und waltet, der die persönliche Wahrheit [illegible].

Druck von [illegible] in Braunschweig.

Forster Bucnb.

Baumgarten, Michael

Nothgedrungenes Wort in einer schleswigschen Sache e. theolog. Appellation an d. dt. Volk

Braunschweig 1856